Schweidnitz. 1. Inneres der Pfarrkirche

2. Portal zur Sakristei

3. Pfarrkirche

4. Rathaus

5. Langstraße

6. Nonnenstraße

7. Friedenskirche

8. Eingang zum Kirchhof der Friedenskirche

Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Heft 18 — 2. Juniheft 1911

Städtewanderungen in Schlesien

I. Schweidnitz. Mit 10 Bildern

Um unsere kleineren schlesischen Städte ist es ein Eigenes: abseits vom Weltverkehr liegend, führen sie ein beschauliches Dasein und haben — bis auf wenige Industriestädte — über einen engbegrenzten Kreis hinaus für unser kulturelles und wirtschaftliches Leben kaum eine Bedeutung. Außer den Regierungsbezirks-Hauptstädten und Görlitz, sowie den oberschlesischen Industrieorten und Waldenburg sind selbst dem gebildeten Deutschen in der Regel nur noch Hirschberg, als die Riesengebirgsstadt und etwa Bunzlau, als die Stadt der Töpfe bekannt, nicht zu vergessen den Ruf, den allerdings in ironischem Sinne Grünberg als Weinstadt besitzt. Daß wir aber in den meisten der kleineren schlesischen Städte recht prächtige Orte haben, die uns, wenn auch nicht materiell, noch gar vieles „geben", ist selbst unseren Landsleuten wenig bekannt. Viele unserer Städte haben kulturhistorische Bedeutung; sie hatten alle in der Geschichte ihre Zeit, in der sie eine Rolle im Leben eines Volkes spielten. Jetzt, im Zeitalter der Zentralisation zehren sie von früherer Macht und früherem Ansehen, und es scheint ihnen nicht möglich, in dem großen Staatswesen sich entsprechend ihrer Vergangenheit zu behaupten.

Zu diesen Städten zählt Schweidnitz. In dem fruchtbaren Landstrich am Nordrande der Sudeten und im Herzen Schlesiens gelegen, an der wichtigen Handelsstraße, die Breslau mit Prag verband, mag schon früh Schweidnitz eine Siedelung gewesen sein, bis es im 13. Jahrhundert Stadtrechte erhielt. Unter Bolko I. wurde es die Hauptstadt eines eigenen Fürstentums und erlangte ein Ansehen, wie es in jener Zeit nur wenige schlesische Städte genossen haben; Handel und Gewerbe hoben sich, und besonders das Schweidnitzer Bier war ein bis weit in Ungarn beliebtes Getränk. Durch Verwandtschaft der schweid-

nitzer Fürsten mit Karl IV. kam die Stadt unter böhmische Herrschaft und im Bunde mit Breslau, Neisse und Liegnitz war es lange das kräftigste Bollwerk gegen die vordringende tschechische Macht. Im 16. Jahrhundert erlebte die Stadt ihre Blütezeit, und erst der 30jährige Krieg brachte sie wirtschaftlich so herunter, daß sie sich nicht mehr zur alten Blüte entwickeln konnte. Erst nach der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen erlebte Schweidnitz noch einmal einen Aufschwung, wenngleich es als Festung damals mit Mauern und Gräben umgeben wurde und sich nicht so entwickeln konnte wie andere schlesische Städte unter der Gunst dieses Königs. Erst in der zweiten Hälfte

(Diese und die folgenden sechs Silhouetten schnitt Elisabeth Müller in Breslau)

des 19. Jahrhunderts fielen die Befestigungswerke, und der alte Kern der Stadt wurde mit neuen Vorstädten umgeben. Die schöne, ruhige und gesunde Lage und die für eine Mittelstadt ansehnlichen humanitären und wissenschaftlichen Einrichtungen haben in unserer Zeit Schweidnitz zu einem beliebten und geachteten Ruhesitz für Rentner und Pensionäre gemacht.

Die Anlage der Stadt Schweidnitz stammt aus dem 13. Jahrhundert, sie zeigt den für die schlesischen Städte jener Zeit typischen Grundplan: das Rathaus inmitten eines großen, quadratischen Platzes, um dem aus den Ecken rechtwinklige Straßenzüge nach allen Richtungen laufen. Selbst der an eine Marktplatzecke anstoßende übliche Kirchplatz war an der heutigen Köppen- und Burgstraße vorhanden; hier entstand das Franziskanerkloster mit seiner Kirche. Die wenigen Straßen wurden von Mauern und Wällen umgeben, deren Lage wir noch heut deutlich erkennen. An der nördlichen Grenze der Stadt lag die herzogliche Burg und im Süden innerhalb der Stadtmauern die Kirche, welche die städtischen Bürger im Wettstreit mit den Klöstern als Wahrzeichen der Stadt erbauten. Von der herzoglichen Burg sind heute nur wenige Reste auf dem Burgplan erhalten, die mächtige Pfarrkirche wurde, so wie wir sie heute sehen, im 15. Jahrhundert erbaut; der reichgegliederte Turm, der slavischen Einfluß zeigt, ist dagegen erst 1565 vollendet. Der gotische Bau birgt in seinem Innern reiche Kunstschätze aus den verschiedensten Kulturepochen, unsere Abbildungen zeigen das schöne Portal zur Sakristei und das Mittelschiff. Die Kirche ist in unseren Jahren außen und innen im Sinne der Gotik und des Barock erneuert worden, freilich ohne daß hieraus für spätere Zeiten ein Gewinn entstanden ist. Der Kirchturm beherrscht weithin

die Stadt, und durch seine Verbindung mit den Häuserzeilen der alten Straßen entstehen malerische Städtebilder.

In der Mitte des Marktplatzes (Ringes) erhebt sich das Rathaus, und an den Platzseiten entstanden die Häuser der wohlhabenden Kaufleute und Patrizier, während davor sich das rege Marktleben abspielte; denn die Schweidnitzer trieben einen weitgehenden Handel mit Wolle, Tuchen und Leinen. Die interessanten noch heute erhaltenen Giebelhäuser mit ihren vielen Portalen zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Erbauer und zugleich von dem Stolz und der Freude an ihrem Besitz. Das Rathaus in seiner jetzigen Gestalt stammt

im wesentlichen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, sein schöner Turm, das interessante Portal und die plastischen Bildwerke sind eine besondere Zierde des Gebäudes. An den vier Marktecken erheben sich barocke Sandsteinbrunnen, die ein Zeichen dafür sind, mit welchem gesunden Sinn und feinem Verständnis frühere Zeiten Brunnen und Denkmäler zu errichten verstanden.

Vom Marktplatz führen die Hauptverkehrswege nach allen Richtungen. Es sind alte Handelsstraßen, die eine reiche Geschichte haben. Westlich führten die Wege durch das Kroisch- und Bögentor nach Landeshut und Schmiedeberg, südlich durch das Niedertor nach Neurode und Glatz, östlich durch das Peters- und Köppentor nach Zobten und Würben und nördlich die Burgstraße durch das Striegauertor nach Striegau. Die Eisenbahn hat heute die Bedeutung dieser Wege eingeschränkt, und dem Ausdehnungsbedürfnis der Stadt haben die Tore weichen müssen. Die alten Giebelhäuser und die Namen der Straßen erinnern uns freilich heute noch an jene Tage; den alten Zünften waren verschiedene Stadtgebiete zugewiesen, und die Straßen wurden nach ihnen benannt, so waren die Fleischergasse, Kupferschmiedegasse, die Gerber-, die Züchner- und Büttnergasse der Sitz jener Gewerbe. In der Burgstraße und der Hohstraße wohnten ebenso wie auf dem Marktplatz die Kaufleute und reicheren Bürger, deren Häuser zum Teil noch gut erhalten sind und nur unter der Reklamesucht unserer Tage leiden.

Wie die meisten schlesischen Städte, besaß auch Schweidnitz viele Klöster. Neben dem Bürgertum waren es besonders die Orden, die an dem Aufschwung der Städte mitarbeiteten, sie pflegten vor allem Künste und Wissenschaften und außer in der Seelsorge waren sie im Unterricht tätig. An der Bögenstraße, da, wo heute Gericht und Gefängnis liegen, befand sich das Dominikanerkloster, an der Stelle des heutigen Gymnasiums erhob sich schon im 13. Jahrhundert ein Minoritenkloster, und die Kapuziner errichteten ihr Kloster mit der Kirche

am Ende des 17. Jahrhunderts auf dem Gelände der Herzogs-Burg. Diese Gebäude sind teilweise noch heute als städtisches Krankenhaus und Garnisonkirche erhalten. Die Jesuiten erbauten ihr Kollegium westlich der Pfarrkirche, und diese umfangreiche Gebäudeanlage, welcher der Prunk der meisten Jesuitenbauten fehlt, dient heute als Arbeitshaus; die Ursulinerinnen besitzen ihr im 18. Jahrhundert erbautes Kloster mit dem interessanten Portal auf der Kupferschmiedestraße noch heute. Aber auch auswärtige Orden hatten in Schweidnitz Besitz, so die Kreuzherren vor dem Niedertor und die Grüssauer Cisterzienser erbauten sich im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts das stattliche Gebäude des heutigen Zeughauses, dessen schönes Portal unsere Abbildung zeigt.

Nicht so reich an kirchlichen Bauten waren die evangelischen Bewohner von Schweidnitz. Erst der westfälische Frieden brachte ihnen die Erlaubnis zum Bau einer Kirche außerhalb der Stadtmauern. So entstand die schöne Anlage der Friedenskirche. Das Gotteshaus selbst durfte nur ohne Prunk errichtet werden, um nicht das Mißfallen der anderen Konfession noch mehr zu erregen. Einem schlichten Hauptbau aus Fachwerkwänden sind eine große Zahl Kapellchen, welche Eingänge zu den Emporen bilden, vorgelagert. Durch diese aus der Notwendigkeit sich ergebenden Vorbauten ist der Kirche ein eigenartiger Reiz gegeben worden, der noch durch die mächtigen Linden des Kirchhofes gesteigert wird und den nüchternen Eindruck des Hauptbaues mildert. Daß auch der Friedhof einstmals ein schönes, harmonisches Aussehen gehabt haben muß, ersehen wir aus der großen Zahl der jetzt an den Kirchenwänden aufgestellten Grabsteine, unter welchen ganz prächtige Stücke vorhanden sind und die uns die Erbärmlichkeit der jetzigen „Grabmalkunst" durch Vergleich mit den vorherrschenden modernen Grabsteinen des Kirchhofes drastisch vor Augen führen. Das Innere der Friedenskirche ist reich an Emporen, die mit Holzschnitzereien und Inschriften geschmückt sind. Unser Bild auf der letzten Seite zeigt eine der schönsten dieser Emporen. Neben der Friedenskirche sind die Wohnungen der Geistlichen und Schulgebäude entstanden, diese umschließen den Eingang zum Kirchplatz (Bild 8) mit einer selbstverständlichen Harmonie.

Es würde zu weit führen, hier die schönen Hausbauten oder plastischen Einzelheiten, die Schweidnitz noch in großer Zahl besitzt, aufzuführen, der Berichterstatter muß sich darauf beschränken, nur noch die neuere bauliche Entwickelung zu erwähnen. Dabei kommt er freilich in Verlegenheit, will er nicht in die allgemeinen Phrasen von den stattlichen Denkmälern, den prächtigen Promenaden, den breiten, schönen Straßenzügen und dem hübschen Villenkranz einstimmen. In Schweidnitz stehen die Denkmäler der neuesten Zeit weder an Zahl noch an Aussehen den üblichen Dutzend-Denkmälern der anderen Städte nach. Die Grünanlagen erfreuen das an Stubenlicht gewohnte Auge des Städters

meistens, auch wenn sie in der Wirkung ästhetisch nicht befriedigen. Schweidnitz besitzt umfangreiche Promenadenanlagen, die für die Volksgesundheit von großem Wert sind und sich wohl sehen lassen können. Von den neueren Straßenzügen, den Villen und öffentlichen Bauten ist heute aus allen Städten so Unerfreuliches zu berichten, daß es auffallend wäre, würde Schweidnitz hier eine Ausnahme machen. In der neuesten Zeit scheint durch jüngere Kräfte ein frischerer Zug in das Schweidnitzer Bauwesen kommen zu wollen, so daß für das zukünftige Schweidnitz Gutes zu erhoffen ist. E

Das Kunstgewerbe auf der Ausstellung in Schweidnitz*)

Hat man das Gedränge der Dinge in den Haupthallen und die zu vielen und zu kleinen Kojen der Kunstausstellung glücklich überwunden, so kommt zunächst einmal das Gefühl der Ruhe und des Friedens über einen beim Eintritt in den Ausstellungsraum des Kunstgewerbe-Vereins für Breslau und die Provinz

*) Ueber die Gesamtanlage der Schweidnitzer Gewerbe- und Industrieausstellung und über die schönen Leistungen des Handwerks und der Industrie haben die Tageszeitungen Schlesiens schon so eingehend berichtet, daß wir es hier bei diesem Aufsatz über die besonders hervorragende kunstgewerbliche Ausstellung und den besonderen Berichten in der Heimatschau bewenden lassen können.

Schlesien. Er zeigt, wie man ausstellen soll, wie es möglich ist, die verschiedenartigsten Gegenstände geschmackvoll und gut zu vereinen und mit dem Raum wirken zu lassen. Geht man auf die Einzelheiten ein, so möchte man wohl dies oder das anders haben — ich denke an die von Steigüber gemalten Wandmedaillons. Immerhin kann man sagen, daß hier das schlesische Kunstgewerbe gut vertreten ist und sich geschmackvoll präsentiert. Farbige Fenster der Firmen Seiler und Biehan, letztere entworfen von Jos. Sobainski, von dem auch der Entwurf der von Bruschke sehr schön tauschierten Tischplatte stammt, geben dem Raum Stimmung und Farbe, zwei Interieurs von Ignatz Walsch und Max Streit gliedern ihn gut. Die beiden kleinen Räume zeigen, daß eine geschmackvolle Einrichtung auch für den kleineren Geldbeutel erschwinglich sein kann, besonders Max Streits im altschlesischen

Bauerngeschmacke gehaltenes Frühstückszimmer findet mit seinen lustigen Malereien viele Liebhaber. Schön und edel wirken die Goldschmiedearbeiten nach Entwürfen von Gosen und Siegfried Härtel; Schmucksachen und Bucheinbände zeigen Schöder-Breslau und Knothe-Goldberg.

Am stärksten vertreten ist die textile Kunst. Gewebte Wandteppiche und Kissen von Wanda Bibrowicz, zum Teil nach Entwürfen von M. Wislicenus, in der Farbe sehr feine Kissen von Else Wislicenus, Batiken, die unter Hampels Leitung in der Städt. Kunstgewerbeschule entstanden, führen den Reigen. Von den Arbeiten meiner Schülerinnen möchte ich aus naheliegenden Gründen nicht sprechen. Nur verraten will ich, daß die jungen Damen so fleißig gezeichnet, gestickt und Puppen angezogen haben, daß wir nur einen Teil der für die Ausstellung bestimmten Sachen in den Vitrinen und Interieurs untergebracht haben.*) Aus den drei schlesischen Schulen stammen die liebevoll plazierten Spitzen, die, von einer Wanderausstellung des Verbandes deutscher Kunstgewerbevereine zurückgekehrt, in gewohnter Noblesse und Schönheit den Beschauer von der Wand herunter anstrahlen.

Im ganzen läßt sich auf dem fast nur in Frauenhänden liegenden Gebiet der Textilkunst ein erfreuliches Aufwärts in Geschmack sowohl als auch in der Technik

*) Ueber die Trachtenpuppen berichten wie in der Heimatschau dieses Heftes. — Die Schriftleitung.

konstatieren. Dasselbe kann man leider nicht von den „Schmücke dein Heim"-Arbeiten der Privatfrau sagen, die in der Abteilung „Hausfleiß" zu Worte kommen. Einer ernsthaften Kritik würden alle die Oelbilder, Brandmalereien und Stickereien, die da friedlich unter der Gelatine beieinander liegen, kaum Stand halten. Sie sind ja aber auch nur „in der Ausfüllung müßiger Stunden" — ich zitiere hier einen der Herren Festredner — entstanden — und viele müßige Stunden müssen es gewesen sein, die beispielsweise ein „Gesellschaftskleid" aus gbrauchten Zigarrenbändern oder die unendlich vielen aus Sechseckfleckchen zusammengestückten Teppiche und Decken entstehen ließen.

Marta J. Langer-Schlaffke.

Schweidnitz im Liede

Von Fritz Günther.

Groß und schwer waren die Schicksale der Bolkonenstadt, der alten Feste Schweidnitz. Herüber und hinübergeschleudert im Kampfe der Völker, wie kaum eine zweite Stadt Schlesiens, oft zerrissen durch innere Zwistigkeiten, doch blühend in Handel und Gewerbe, steht sie noch heute stolz und fest, eine der schönsten Städte unseres Herzogtums. Kein Wunder, daß sich in einem reichen Kranz von Dichtungen das Leben und die Geschicke der Festung wiederspiegeln. Die meisten freilich sind lange vergessen und verschollen. Nachstehend habe ich einige ausgewählt, die uns in raschem Fluge durch 600 Jahre Schweidnitzer Geschichte führen sollen.

*

Einer der interessantesten Abschnitte in der Geschichte der Stadt Schweidnitz ist der Münzkampf zwischen Rat und Bürgerschaft von 1519—1524, die sogenannte „Pölerei". Akten und Aufzeichnungen hallen wieder von der furchtbaren Erbitterung, die in allen Kreisen der Bürgerschaft herrschte. Ich habe eine solche im Breslauer Staatsarchiv gefunden, die, soviel ich sehe, noch unbekannt ist und den seltenen Vorzug hat, Lieder aus jener Zeit zu bringen. Es ist eine Handschrift des frühen 18. Jahrhunderts (Jauersche Mspte XXIII). An der Hand der Einleitung zu den Liedern will ich einen kurzen Ueberblick über die Zeitereignisse geben.

Anfang des 16. Jahrhunderts herrschte eine unbeschreibliche Münzverwirrung in Schlesien, die durch stete Neuverleihungen von Münzbriefen ins Unerträgliche wuchs. So waren in Breslau von 1504 resp. 1511 an neue Groschen geschlagen, und ein Geschoß auf jedes Haus für den Salz- und Weinmarkt gelegt worden. 1518 lief der Münzbrief ab, und die Verlegenheit wuchs noch mehr (1. Hälfte der Einleitung).

„Drumb ließ König Ludwig zur Schweidnitz Heller und halbe weiße groschen durch den Müntz Meister Pol Monaw (dann sie Polichen genennet worden) müntzen; mit einer Cron auf einer und einem Adler auf der andern Seiten, drumb Sie ohn unterscheid von den Polen und Schlesiern genommen worden [da sie bis auf die Umschrift den polnischen völlig glichen]. auch von den Polacken ausgewechselt und weggefuhret, da die Saltz Polacken zuvor Schweidnitzisch Bier und nicht Baar geldt wegführeten, und ward also weniger Bier verthan [von 1535 Bieren blieben im Jahr 335 ungebraut], Es ließen die Herren ihre Maltzheuser abgehen, drungen die Gemeine die ihrigen baustendig zu halten, rißen alle Spital Bier zu sich, straften die gemeine am Leib und Gutte umb geringe Uhrsache, alß Maultaschen, Haarraufen etc. [ferner übervorteilte der Rat die Gemeinde durch die Münzen selbst in unerhörter Weise.] Drumb ward die Gemeine erbittert, sonderlich die Schuster uber den Monau, deßentwegen viele eingezogen, gestraft und gebüßet worden usw. Der Rath versichert sich auch; der alte Gehler [Gellhorn?] wehlet seinen Sohn von 20 Jahren in Rath, die andern Herrn auch die Ihrigen. Auf Weyhnachten Anno 1521, da die Zechen pflegen Bier zu suchen, setzen sich etlich vor die Steinern Tafeln, nehmen etliche Rathleute, schmeißen die Hütte im Namen derselben ab mit bloßen wehren, usw."

Der Rat flüchtete nach Liegnitz zu Herzog Friedrich dem II., der den Schweidnitzern die Handelswege mit seinen Reisigen verlegte und den Kaufleuten großen Schaden tat. Dafür plünderten die Bürger die Wohnungen des Rats und die Münze und schickten eine große Gesandtschaft nach Prag zum Könige, die nach wochenlangem Warten auf einen Ständetag unter dem Vorsitz des Markgrafen Georg von Brandenburg nach Breslau geladen wurde. Dort wurden gegen Recht und Gerechtigkeit drei Schweidnitzer Bürger trotz freien Geleits hingerichtet, und dem Rate Recht gegeben. Währenddessen zog Friedrich der II. vor Schweidnitz, aber nach wirklich heldenhaften Vorbereitungen der Bürger, die allerdings unnötig waren, und einer wohlgezielten Kanonenkugel vom Pfarrturm[1]), mit der Rektor Dominikus Hoffmann dem Herzog eine Schüssel vom Tisch herunter holte, zog er wieder ab. Nach noch zweijährigem, erbitterten Kampfe, nachdem auch noch die Acht über die Stadt verhängt worden war, bekamen endlich die Bürger ihr Recht, und der Rat mußte abdanken. — Nun die beiden Spottlieder[2]), die wohl bei der Rückkehr des Rates gesungen wurden. Die Stimmung und die Begebenheiten jener Zeit sieht man deutlicher aus diesen Strophen selbst, als aus jeder Nacherzählung:

1. Die Vorrätherey ist luegend[3]) worden, sit man im Lande wol, davon Schwermerkerorden[4]) die Schlesie gantz ist voll, der gröste Schalk der beste, Sie meinen sie sitzen feste, ich förcht sie werden gäste von Böhmen bringen ins Landt, so wird die Hundes Kette zertrannt (?).

2. Der Teufel Abt ist worden, die Brueder bufen[5]) sein, der Abt ist als der Orden, das Convent voll Verrätherey, darvon sie thuen verkaufen, den Armen gemeinen Haufen, armer leute Schweiß versaufen, Ich wolt der Teufel schendt, die Brüder und das Convent.

3. Sie haben lange verborgen Ihre Tücke und Buferei[5]), Nun ist mans innen worden, In Prage Ihre Verrätherey; auß rechtem wahren Grunde, wie sich die

[1]) Das traurige Nachspiel kam 10 Jahre später (1532): Das zweite Geschütz auf dem Pfarrturm, das nicht mehr abgefeuert wurde, stand immer noch geladen oben, wie damals Brauch war, mit Lumpen und Steinen verstopft. Da lockte die Neugierde den Stadtvogt Franz Glogisch, die Donnerbüchse abzubrennen. Er tat's, die brennenden Lumpen fielen auf das Schindeldach der Kirche, das Feuer fing, und in kurzem war das ehrwürdige alte Gebäude völlig ausgebrannt.

So sagt die Ueberlieferung.

[2]) Es sind im ganzen vier Lieder; das erste ist bereits, wenig abweichend, gedruckt in den Neuen Schlesischen Provinzialblättern XIII, S. 576, das letzte bringe ich demnächst in einer Arbeit über das Schlesische Volkslied.

[3]) „lügend" „liegend?" (offenbar, kund).

[4]) In einigen Städten, so auch in Schweidnitz, mußten Groschen und Mark schwerer an Gehalt geprägt werden, so daß die früher geltenden, leichteren Groschen an Wert verloren, wodurch den Bürgern großer Schaden erwuchs.

[5]) Buben, Büberei.

Bluthunde, miteinander haben verbunden, Es ist am lichten Tage, Niemand es leugnen mag.

4. Die Schweidnitz haben sie gewonnen, mit Heeres Kraft im Feldt, sein kaum darvon entrunnen, man spot ihr in der Welt, darbey haben Sie sich gerochen, einen halben Mönch erstochen, Der Krieger muß ich lachen, mit solchen tapfern Knaben, solt man gewinnen das heilige Grab.

5. Gen Liegnitz thaten Sie eilen, die werden Stürmer gutt, ihr Harnisch waß Sechs Meilen, das Laufen ihr eisern Hutt, Der Puckel thet ihn graußen, man hat sie lernen Maußen, Sie lieffen heim zu Hauße, groß Ehre sagt man ihn noch, zu Pfingsten im sauren Loch (?).

6. Casper Freundt ist zerronnen, die Müntze und Alchimey, hat sich anders besonnen, mit seiner Büeferei[5]), wie er reich möchte werden, und reiten auf großen Pferden, den gemeinen Nutz abstehlen, Bürgermeister wolt er seyn, es bringt mehr den Alchimey.

7. Spannen (?) Krebiß ist mißlungen, die Mardern Schauben ward ihm nicht, eß ist umb ihn gesungen, man kent den Bösewicht, mit seinen schlimmen Tücken, wie er hat wollen berücken, die Armen unterdrücken, die Schwermargk richt er an, der Teufel sey sein Lohn.

8. Zur Newrode gehet spatzieren Kammesitzer (?) der kluge Mann, die Töchter thun sich ziehren, Pfaffen und wer Sie wiel han, damit thun Sie sich nehren, der Betteley erwehren, das Maul umbsonste schmeren, noch kan sein lieber Sohn, das Katzen schinden nicht lahn.

9. Heintze Nickels weib die frome, geistelich sie leben wiel, sie leuft vleißig gen Thume[6]) das treibt Sie oft und viel, Der Alte Narr muß schweigen, Schlüen[7]) eßen vor Feigen, den Galgen wird er ersteigen; Alsso werden geschändt, die verrathen ihr Vater Landt.

10. Die andern sein zerstreuet, im Lande weit und breit, Ihr gut haben sie verdewet[8]), Sie haben Sie wol geheit[9]), die Frommen blieben sitzen, die Bufen mußten schwitzen, alsso solt man Sie schmützen, die treuloß worden sein, Ihrem Erbherrn und der Gemein.

11. Zur Liegnitz wohnt ihr Abgott[10]), den thun Sie beten an, führet er sie nun [hilft er ihn] aus dieser Noth, so halt ich viel davon, Andre Roß die muß er haben, die wollen nicht mehr draben, im Dreck stecket der Wagen, Zurbrochen sein die Radt, der Abgott liegt selber (steckt) im Koth.

12. Die Pfarr haben Sie beraubet, das Geld zur Liegnitz verzert, Sanct Wenzel nimmer Bauet, Sie habens ihm wol verwehrt, daß mauren muß er laßen, Sanct Niclas der muß schoeßen[11]), dem Spittel ists entfloßen, die andern Kirchen zwar, han auch geschößet gar.

13. Der Tugendthaftige Adel, hat vernommen recht, wil nimmer sein mit Tadel, der Schlesischen Fürsten Knecht, Ihr Erb Herr ist König zu Böhmen, zur Liegnitz haben Sie keinen, derhalben Sie den Gemeinen, mit treuen stehen bey, und deß sein Sie worden ein.

14. Caspar Freundt ist zu ruhmen, Bergwerck und Alchimey, anders hat ers besonnen, kan mehr den schlecht gehey[12]), daß er möcht reich werden, der weysen gutt erwerben, der Freunde Testament ererben, Burgermeister wolt er seyn, es bringt mehr denn Alchimey

15. Daß Geldt hat Ihn verblendet, Vormundschaft und Testament, die haben ihn geschendet, Er hat gepichte Händt, wer er Ratherr nicht worden, Er wer Hungers gestorben, in Stümperey vertorben, noch wil ers glauben nicht, der verlogne Bösewicht.

---

[6]) Kirche, Dome.
[7]) Schlehen.
[8]) mhd. verdöuwen verdauen.
[9]) gehegt; oder hier wohl besser von heien, plagen, ärgern (heie der Schlägel).
[10]) Herzog Friedrich II.
[11]) ein aufgelegtes Geschoß (Abgabe, Steuer) bezahlen.
[12]) cf. 9) wohl „Zank, Gespött" vgl. Weinhold-Grimm.

16. Drey Mordt[13]) sein geschehn, noch schwert Er einen Aidt, Er hats nicht gern gesehn, es wer ihm im Hertzen leidt, der Bluthundt muß es liegen, Arglistigkeit ist sein schmiegen, es bleibt doch nicht verschwiegen, der unschuldige Todt, den er begangen hat.

17. Der Spitel Meister ist entlaufen, mit Leib und Gut darvon, sein gutt hat er versoffen, ins Spittel muß er gahn, des Bettel Brodts sich nehren, Die Speck Schweine verzehren, sein Maul umb Gottes willen schmeren, Noch denkt er Er ist kein Sau, mit seiner schönen Frau.

18. Borndrescher hat verdroschen, daß Hauß und all sein Gutt, man hat Im abgewaschen, Junkerschaft und übermutt, zur Schweidnitz stinkt ihm das Wetter, Landtvogdt der Uebeltheter, Baw Meister der Verräther, Kegen der Schweidnitz kommen Sie nicht, Die Schwermergkerschen Bösewicht.

19. Zur Frankstein müntzet [schlegt] man groschen, Schweidnitz Pölichen warens zwar, Paul Monau der thet loschen[14]), mit seinem rothen Haar, ob [wie] er bey der Müntz möcht verbleiben, den Brief soll man noch schreiben, das Siegel wil nicht bekleiben[15]) [bleiben], Schön Thomas und sein Kindt, hat verrathen des Henkers Windt.

20. Der unß dieß Liedt gesungen hat, von ersten neu gedichtet, zu Reichenbach ist Er entrunnen, Thar[16]) gen der Schweidnitz nicht, Caßpar Freunden er nicht vertrauet, frembder Landt Er darumb bauhet, Sein Vaterlandt nicht beschauet, noch muß er leiden itzt, wer weiß wo Haaß sitzt.

Ein ander Lied von dem Schweidnitzischen Aufruhr, zwischen Einem Rath und der Gemeine gedichtet Im 1522. Jahre.[17])

In Thollers Thon.

1. Zur Schweidnitz sein viel Verräther, die wieder Ihr Ehr und Pflicht, Ich meine die Übeltheter, es bleibet vorschwiegen nicht, die Fürsten und Herrn vortrieben, des Königs Geschworne nicht Leiden, aller Stende Beschloß meiden, Ungehorsam sein Sie erkandt, in Ungern und Behmerlandt.

2. Herr Wilhelm in der Cantzeley, unrechte Aydе hat gethan, den Herrn Abgestohlen, die Gemeine des nicht erlohn, auf den Creutzhof ist er entrunnen, gen Freiberg hinauß gekummen, Hertzog Carles Holde gewonnen, der hat Ihn gebeten ein, muß ein Meineydischer Lotter sein.

3. Zur Sore[18]) ist er geboren, mit seinem großen Maule breit, der Gemeine ein Aydt geschworen, zu faulen Poßen bereit, Er hat einen frommen verrathen, der ein hendel[19]) kam zu spate, er war der ander Bote, der ihn hat gegeben an, die Gemeine weiß nicht darvon.

4. Der Dritte wohnet an dem Ringe, hat einen Giebel schmal, last mich von ihm singen, der Beutel ist sein gespan, die Bekenntnuß muß Er schreiben, die Freundtschaft helfen vertreiben, die Mühle wird ihm nicht bleiben, er nehret sich von frembden Gut, und thut den Bürgern genug.

5. Die Frohmen blieben bey einander, derß redet leuget sie an, wann die Elteſten handeln, vom Rathhaus mußen Sie gahn, das thun Sie alles leiden, das Sie am Dienste bleiben, Ihre Herren sein Schuster und Schneider, man hofet[20]) ihn frür und spat, und belügen Ihren rechten Rath.

6. Gluckhans ist gebacken, mit seinem Wapen Helm und Schildt, Drey Mohren führet er in der Bluete, beim Adel Er nichts gilt, Auf liegen[21]) ist sein Gemuette,

---

[13]) Die in Breslau treulos hingerichteten drei „Rädelsführer" des Aufstandes, Kunz Günther, Jacob Früauf und Thomas Eckner, genannt Schön-Thomas.

[14]) meist geloschen = versteckt handeln, lauern (Lexer); ahd. loskên, mhd. gloschen; Seitenbildung nhd. lauschen.

[15]) kleben, haften.

[16]) sich getrauen.

[17]) Der Text scheinbar sehr stark verderbt.

[18]) Sorau?

[19]) unleserlich.

[20]) Unterkunft gewähren (Grimm); hier „den Hof machen"?

[21]) Lügen.

Streit wider sein geblütte, In Böhmen war er ein Narr, Zur Schweidnitz weiß ers gar;

7. Aufruhr wolte Er machen, dem Könige inn seinem Landt, mit seinen Lahmen Sachen, fahrs [22]) Hanß ist er genant, das bringet Ihm Geschenk und Gaben, das Unrecht hilft Er loben, Sein Anschlag ist erlogen, Er führet Sie auf einen Orth, nimbt Gold umb gutte Wort.

8. Götze Hanß ist Ihr Haubtmann, darbey der nechste Rath, Er giebet dem Adel gute Krumme Zotten, uberpocht sie mit seinen Worten, Er wer Königlicher Befehl, vor trewloß solte man ihn halten, zur Frankenstein verdienet ers balde, die Frantzosen haben sie ihm geheilet, den Anschlag mitgetheilet.

9. Monch George stehet bey der Gemeine, mit seinem schwartzen Bart, er schweiget, wenn er ist alleine, Ein Vorräther ist Er von Art, gen Breßlau schrieb er balde, wie man die Stadt solte walden, des Königs Spruch nicht halten, den Außstendigen und ihren Kindt, das Ihn der Henker schindt.

Str. 10 und 11 lauten gleich Str. 19 und 11 des vorigen Liedes. Die Hauptabweichungen habe ich in diesen Strophen in [ ] beigefügt.

12. Caßpar Heinke mit seiner Alden, zur Schweidnitz Haußknecht waß, schenkt im weißen Heller (?), füllt seinen Beutel baß, Er hatt ein schnell Gewichte, mit seinem schlimmen getichte, stehet er bey losen Gewichte, Sie Spalden Urtel nach Gunst, verschütten wird sich die Kunst.

13. Die zur Schweidnitz alle, seind ihres Herren Feindt, Seine Räthe halten sie für Narren, und halten ihn vor ein Kindt, wird man ihnen daß nachlaßen, die bößen nicht darumb strafen, daß mancher muß entlosen, so schwechen sie dem Könige sein Reich, auch Fürsten und Herren dergleich.

14. Sich ließ der Adel hören, Er wolte es mite verhengen, die zur Schweidnitz umb ihre Gerechtigkeit brengen, Sie solten sich geben zum Lande, es brecht ihn weder Schaden noch Schande, dan anschlan macht im Lande, wo Sie in Stedten hausen, man jagt Sie auß dem Lande.

15. Paul Monaw schlegt gute Groschen, er hat ehrlichen gethan, mit viel unnützen Waschen [23]), haben Sie Ihn belogen, auch mit andern necken, die Müntze wollen stecken, den König von Polen erwecken, er hat einen guten Grundt, also liegen die schelmischen Hundt.

* * *

Furchtbare Jahre mit Krieg, Pest, Feuersnot waren über Schweidnitz hingezogen und hatten die einst blühende, große Stadt fast aussterben lassen. Nun war wieder Friede eingekehrt, freilich für die protestantischen Schweidnitzer ein drückender Friede. Kein Kind durfte getauft, kein Paar getraut werden ohne katholische Erlaubnis. Zu dieser Zeit war ein Mann Pastor, dem die Kirche gar viele ihrer Lieder verdankt. 1180 Kirchenlieder hat Benjamin Schmolck in seiner Amtszeit gedichtet, ruhige, stille Gesänge voll tiefen Glaubens. Auch seiner Stadt Schweidnitz redete er gar kräftig ins Gewissen, als der Zorn Gottes sie in Asche gelegt. Hoch ward er geachtet als gewaltiger poeta vor dem Herrn. Da tauchte neben ihm ein junger Feuerkopf auf, ein Schüler des Lyceums, der sich nicht scheute, dem würdigen Herrn Schulinspektor Schmolck mit gar argen Grobheiten unter die Augen zu gehen. Er hieß Johann Christian Günther. Er war ein Bruder Leichtfuß, immer zu tollen Streichen aufgelegt, schrieb Gedichte über Gedichte, so ganz regellose und unheilige, doch konnt man ihm in der Schul nichts nachsagen. Nicht lange freilich ärgerte er den Herrn Pastor mit seinen Sticheleien und seinen Liebschaften, nur knapp zwei Jahre, doch lange genug, um sich in ihm einen Feind fürs Leben zu schaffen. Bereits 1750 wandte Günther der Stadt den Rücken, die sein reinstes Glück gesehen hatte, die Liebe zu seiner Eleonore; doch ein Gedicht ließ er ihr zurück, ein Loblied:

Erwege dein Vergnügen,
Beglücktes Vater-Land!
Des Himmels Seegens-Hand
Will Dich auf Rosen wiegen;

[22]) unleserlich.
[23]) Geschwätz.

Dein Unstern ist verbannt;
Was dich bißher gekräncket,
Wird nun ins Grab gesencket
Beglücktes Vater-Land!

Europa wird erschüttert,
Der Rhein-Strohm schwillt von Blut,
Weil sich des Mavors Wut
An allen Enden wittert;
Nur uns verschont sein Brand;
Man sieht in diesen Gräntzen
Kein blanckes Schwerdt mehr gläntzen,
Beglücktes Vater-Land!

Flieht! bange Mord-Cometen!
Uns ist die Ruh beschehrt
Und Franckreichs Würge-Schwerdt
Erreicht nicht die Sudeten;
Der Harnisch ziert die Wand,
Der Degen füllt die Scheide,
Drum sprechen alle beyde:
Beglücktes Vater-Land!

Die Musen kommen wieder,
Die freyen Künste blühn;
Mars wirfft die Drommel hin,
Und singet Klagelieder.
Da, wo man Palmen fand,
Muß ietzt der Lorbeer grünen
Und dir zu Kräntzen dienen,
Beglücktes Vater-Land!

Dich Schweidnitz! nimmt das Glücke
Vor andern in den Schooß;
Des Himmels Gnaden-Looß
Baut Deiner Wohlfahrt Brücke;
Du trägst der Weißheit Pfand
Von seiner Huld zu Lehne,
Drum ruffen deine Söhne:
Beglücktes Vater-Land!

Dein Wachsthum soll bekleiben,
Dein Seegen ewig seyn;
Des Glückes Sonnen-Schein
Soll stets dein Leit-Stern bleiben;
Dein vestes Liebes-Band
Hat uns bißher gezogen;
Drum sind wir dir gewogen,
Beglücktes Vater-Land!

* * *

Es war die Nacht vom 30. September 1761. Unruhig hatten sich die Bürger von Schweidnitz zur Ruhe gelegt, hatte doch Generalmajor von Zastrow Vorkehrungen gegen einen etwaigen Ueberfall durch Russen und Oesterreicher getroffen. Nun weilte er fröhlich und unbesorgt auf einem Balle. Trübe brannten die vorgeschriebenen Lampen vor jedem Hause. Da ertönte von Süden Musketenfeuer, nun auch vom Galgenfort, wo Oberstleutnant von Plotho mit seiner wackeren Schar stand. Im Nu war alles auf den Beinen; noch war es Nacht, da flog der Pulverturm des Bögenforts in die Luft, 300 Oesterreicher unter sich begrabend.

Seine Flammen erhellten düster die Gassen und leuchteten den Russen. „Vorwärts, Vorwärts!", die erste Kompagnie in den Wallgraben, die nächste über die Leiber hinweg auf den Wall, das Bögentor war genommen. Und im Norden das Regiment Loudon, Graf Wallis führte es; Plotho mußte unterliegen. Von allen Seiten ergossen sich die beutelustigen Scharen Loudons in die Stadt. Schweidnitz war wieder österreichisch. Es war ein harter Tanz die Nacht, 1500 Oesterreicher lagen in den Gräben, doch Schweidnitz war gewonnen, und in übermütigem Jubel machte sich ein österreichischer Soldat auf dem Walle ein fröhlich Liedchen:

Schweidnitz, o du feste Stadt,
Du mußt unterliegen,
Geduld — Geduld!
Meine Burschen haben Mut,
Oestreich hat schon manchen Held
Ueberwunden in dem Feld
Mit — mit — mit — mit —
Mit gerechten Waffen.

Ich will gar einen schnellen Lauf
An die Festung wagen,
Du — du —
Glaubst, daß Oestreich Pulver hat?
Mit dem Degen in der Hand,
Ist den Preußen wohl bekannt,
Will ich — will ich —
Will ich anmarschieren.

Siehe Zastrow, ich bin da,
Eh du dich versehen,
Sturm — Sturm —
Halt euch tapfer meine Braven,
Stechet, schießet, schlaget drein,
Schweidnitz muß heut unser sein!
Laßt euch — laßt euch —
Laßt euch nicht abschrecken.

Schlagt, ihr Tambor, schlaget Sieg,
Blaset ihr Trompeten,
Blaset — rufet
Vivat, Vivat Theresia!
Siehe Schweidnitz, ich bringe Gnad,
Von Wien, der großen Stadt,
Wenn du — wenn du —
Wenn du sie willst haben.

* * *

Noch weit kläglicher war, was Schweidnitz am 16. Februar 1807 erfahren mußte. Die Stadt hatte viel Unglück mit ihren Kommandanten. Eine unsäglich schmachvolle Kapitulation war von Oberstleutnant von Hacke unterzeichnet worden. Die Festung mußte es erleben, daß der nachmalige Roi Lustik in ihre Mauern einzog, während Massen von Proviant und Munition in den Speichern lagen. 2000 Zentner Pulver aus den Festungsvorräten mußten jetzt dazu dienen, die Werke in die Luft zu sprengen, und der verräterische Kommandant ritt mit Jérôme um die Stadt, die Zerstörung anzusehen. Doch wie die Bürger, wie die Garnison über ihren sauberen Oberst dachten, der Schmach und Schande auf sie geladen, geht völlig eindeutig aus einem Pasquill[24]) hervor, das ein Bürger gegen Hacke losließ. Obgleich es fast die Grenze der Mitteilbarkeit erreicht, soll es doch hier stehen als interessantes Zeugnis der damaligen Stimmung:

[24]) Ist mir noch aus keinem Druck bekannt. Aus der handschriftlichen Chronik von Anforge, Petersdorf i. R. 1807 (durch Inspektor G. Moldenhauer), von Herrn Hauptmann Cogho der Schles. Gesellschaft für Volkskunde geschenkt.

Ein schändliches Pasquill auf den Schweidnitzischen Commandanten Herrn Haag. [So!] 1807.

Der Festung Schweidnitz Kommandant,
Dem kein Ehrgefühl zuerkannt,
Der handelt wie ein Jud, kein Christ,
Weil ihm das Geld am liebsten ist.
Denn sein so ungeschickter Bauch
Der wußte dazu auch Gebrauch,
Wie er auch übergab die Stadt,
Sich seinen Ranzen füllet satt.
Er ließ es kommen zur Gefahr,
Bis dann sein Wunsch erfüllet war,
Daß er sich als ein großer Mann
Den Beutel recht gut spicken kann.
O du verdammter Höllenbrand,
Wie schändlich hast du dich entwandt
Von deinem Friedrich Wilhelm sich
Der setzte sein Vertraun auf dich.
Du bist nicht wert, daß Gottes Hand
Dich leben läßt im Preußenland,
Und dennoch wirst du einst einsehen,
Kanaille, wie du wirst bestehen.
Das ganze hiesige Militär
Verfluchet dich erschrecklich sehr,
Weil du ein Schurk des Königs bist
Und kommst wie Judas auf den Mist.
O du verfluchter Höllenhund,
Soldaten schlagen dich noch wund,
Du Racker, du infames Schwein,
Es kann ja auch nicht andres sein.
Der ärgste Schinderknecht warst du,
Soldaten hatten keine Ruh
Vor deinen Prügeln und Spießruth,
Ja du bist doch ein Galgenbrut.
Die Bürger hast du kujonirt
Und mit dem Feinde respondirt;
Vor 40 000 Gulden baar
Solls seine sein mit Haut und Haar.
O du verdammter Mordspion,
Des Donners Tod werd auch dein Lohn,
Mit Pferden werdest du zerrissen
Dein Fleisch den Hunden vorgeschmissen.
Wer noch Erbarmen hat mit dir
Den hol der Teufel beim Revier,
Du verfluchter Hauptkujon,
Du bist nicht wert des Schinders Lohn.
Nur Nirgends laß dich nicht mehr sehn
Sonst Schimpf und Dreck wird dir zur Ehr
Auf deine Uniform geschmissen,
Weil du den König hast besch . . . . .
Du kriegst auch nirgends kein Quartier,
Du Luderhund, du Mörderthier,
Wie manches Blut hast du verspritzt,
Das schwer auf deine Seele sitzt.
Bedenk Kanaille das Verbrennen
Von Kletzkau [25]), ohne anzurennen
Den Feind zu sehn, ist das erlaubt?

[25]) Vorort von Schweidnitz.

Der armen Leut das Ihr' geraubt.
Nein Kerl! Du bist auf Gottes Erd
Nicht eines Athemzuges werth,
Ja Kerl, holt dich der Teufel nicht,
So glaub an den jüngsten Tag ich nicht.
Der Teufel hole deinen Leib
Und dein verfluchtes puckligs Weib,
Du bist der ärgste Hauptspitzbube,
Der Schinder führ' dich in die Grube
Und ziehe dir das Fell dort ab,
Daß Pferde darzu in vollen Trab
Die reißen deine Knochen dir
Vom Körper los, du Teufelsthier.
In unsrer alten Bürgerstadt
Hat jeder deiner Arbeit satt,
Daß sei nur als Produkt gesprochen,
Ein Mehreres noch in wenig Wochen.

Doch eitel Freude und Glück zog in Schweidnitz ein, als die gesprengten Werke von König Friedrich Wilhelm der Bürgerschaft freigegeben wurden zu unbeschränkter Benutzung. Und dankerfüllten Herzens singt Rektor Halbkart:

Bolkos Burgsitz erlag, Gallier, deinem Schwerdt,
Durch Erdbeben der Kunst sprengtest du meinen Wall,
Unter Trümmergestein ging
Schwer aufatmend der Bürger oft.

Doch:

Wo jetzt zackig empor Mauergetümmel starrt,
Weht einst lenzender West lieblich im Blütenbaum.
Wo jetzt Eulengeheul scheucht,
Lockt einst zärtlich die Nachtigall.

Ehmals türmten sich hier eiserne Kugeln auf,
Blut und gräßlichen Brand malte die Phantasie:
Einst bückt sammelnd der Gärtner
Hier nach Früchten des Herbstes sich.

O wie schauerlich still ists um den Hügel dort,
Der auf Friedrichs Geheiß gegen den Feind sich hob:
Hier tönt fernher ins Ohr dir
Lied und Arbeit des Webers einst.

Halb zerrissene Kluft hauchet dich modrig an,
Wo der Krieger hinab unter die Wölbung stieg:
Hier in duftender Laube
Wagt einst Liebe den ersten Kuß.

Hat sich nicht alles erfüllt?

* * *

Fast jeder Schweidnitzer kennt ihn noch, den Heinzel Max, den so manches herbe Leid, das er erfahren mußte, den Herzen seiner Mitbürger nahe gebracht hat. Auch er sang der Stadt so manches Lied; doch eins besonders ist es, das gerade in diesem Sommer zu neuem Leben erwachen sollte. 625 Jahre sollen vergangen sein, seit die Schweidnitzer Schützengilde, die älteste in Deutschland, entstand; Herzog Bolko, der Ruhmreiche, selbst soll sie gegründet haben, die Bürger wehrhaft zu machen gegen die Mongolenhorden, die das Land heimsuchten, furchtbar verheerten und stets drohend an den Grenzen standen. Später wurden die Schweidnitzer Mannschießen weithin berühmt, war die Gilde im 16. Jahr-

hundert doch auf über 600 Mitglieder angewachsen. Und auch im ernsten Kampfe bewährten sich die Schützen; als vor 100 Jahren Deutschland zusammenbrach, traten sie wie ein Mann unters Gewehr und folgten ihrem König. Und als sie 1886 ihren 600. Geburtstag feierten, ließ Max Heinzel die alte Bolkonenstadt ihren Volkoschützen den Gruß zurufen:

Wer seine Büchse führet als Schütze, keck und frei,
Der sei hiermit geladen zum festlichen Turnei.
Im Julimond, im schönen, wo Erd und Himmel lacht,
Und wunderherrlich blühet die Ros' in ihrer Pracht,
Hebt's an in meinen Mauern, das frohe Waffenspiel,
Das immerdar dem Volke der Deutschen wohlgefiel.

Herbei, die ihr am Schießstand den Hahn zum Schuß gespannt,
Ihr Männer scharfen Auges und tapf'rer, sich'rer Hand.
Ihr aus der weiten Ferne, Ihr aus der Schläsing Gau'n,
Wo nun in Berg' und Talen manch holdes Bild zu schau'n. —
Herbei, herbei zum Ringkampf — ich send' von meinem Fluß
Aus tiefstem Herzensgrunde Euch meinen wärmsten Gruß.

Vergesset Eure Sorgen, vergeßt die trübe Zeit,
Die friedenlose, bange, voll Ungemütlichkeit.
Bringt mit den allerbesten, den kernigsten Humor
Und schießt ihn nicht zuschanden mit Eurem Feuerrohr.
In trauter Runde sitzend bei schäumend frischem Trank,
Laßt gehn die Welt den alten, verworr'nen Schlendergang.

In grauen Tagen war schon berühmt mein Gerstensaft,
Das Bier, das dunkle, schwarze, voll Wohlgeschmack und Kraft,
Und was für Euch ich halte in Fässern wohlverwahrt,
Ist auch ein propp'rer Tropfen, von deutsch biderber Art. —
Kredenz' ihn zur Gesundheit Euch allen insgemein,
Dazu den würzereichen, goldnen und roten Wein.

Hilf, Himmel! daß uns glänze — kommt Ihr in dichter Schar —
Der Sonne Licht, das gold'ne, in Gnaden immerdar,
Daß Jupiter, der feuchte, nicht hämisch auf uns sieht
Und seine Regenschleußen bei Blitz und Donner zieht.
Ich weiß, wie Euch das Wasser verhaßt, Ihr werten Herrn:
Doch nein! Ich trau' der Hoffnung funkelndem Freudenstern!

Die zwölf Abschiede des Dichters Johann Christian Günther

Novelle von Ewald Gerhard Seeliger

II.

Kurz bevor Johann Christian die lateinische Schule verließ, wurde sein Schauspiel: „Die von Theodosio bereute Eifersucht" von der Schweidnitzer Schuljugend dargestellt. Es war dies eine Auszeichnung, zu der ihm der Pastor Fuchs verholfen hatte. Leider aber schloß der noch vor der Aufführung die Augen für immer, und Benjamin Schmolcke rückte an seine Stelle auf. Dieser war dem jungen Dichter nicht wohl gesinnt, weil er sich im Laufe der fünf Jahre allmählich seiner väterlichen Zucht entzogen hatte und eigene Wege gewandelt war. Nicht viel anders verhielt es sich mit dem braven Polyhistor. Dem war der aufkeimende Ruhm des jungen Dichters, der zu jedem Ereignis in den Mauern der Stadt ein Gedicht machen mußte, so sehr in die Krone gefahren, daß er gewiß im Verein mit dem neuen Primarius die Aufführung des Güntherschen Stückes hintertrieben hätte, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre.

Also wurde das Schauspiel am 24. September 1715 öffentlich dargestellt, und alle, die es anhörten, waren des Lobes voll. Nur die beiden Feinde Günthers übten scharfe Kritik, der eine an der historischen Treue, der andere an den Versen. So kam zum ersten Male der Neid, der ihre Herzen schon seit langem erfüllte, ans Tageslicht und unter die Leute.

Johann Christian aber, der sich mit seinen neunzehn Jahren schon als ein rechter Mann und als ein erwählter Jünger der Muse fühlte, dichtete alsobald auf diese beiden nicht nur in Schlesien hochberühmten Männer einige scharf gepfefferte Stachelreime, die zur unstillbaren Wut der Betroffenen gar schnell von Mund zu Mund flogen.

„Auf den Polyhistor Crusius.

Wer wacker schwatzen kann, Register-Schreiber braucht,
Mit Namen um sich wirft, davon die Ohren gellen,
Den unverschämten Kiel in Gall und Lügen taucht,
Zehn alte Schinken liest, den elften darzustellen,
Der heißt galant gelehrt, dieweil das Esels-Ohr
Ihm unter seiner Staats-Perücke guckt hervor.

Auf den Prediger Bav.

Bav meint, ich glaube nichts. Allein ist Bav wohl klug?
Ich glaube, daß mir Gott Brot, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns im Zorn zum Prediger gegeben!
So glaubt ein frommer Christ und ich mit ihm genug."

Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Die Pflegeeltern seiner Leonore verboten ihm als einem Atheisten und zuchtlosen Gesellen das Haus. Es gelang ihm aber, ihr ein Brieflein zuzustellen, worin er sie beschwor, ihm ein Stelldichein zu geben, auf daß er von ihr Abschied nehmen könnte. Darauf ging er, als der Mittag scharf brannte, hinaus zum Friedhof, um seinem Kummer nachzuhängen. In der Einsamkeit der grünen Kirchhofslinden setzte er sich auf eine Bank, stützte den Kopf in die Hand und seufzte aus tiefstem Herzen:

„Es sind, Du weißt es wohl, fast mehr als sieben Wochen,
Seitdem wir uns bereits nicht mehr vertraut gesprochen,
Seitdem mein dürrer Mund den reinen Kuß entbehrt,
Und Sehnsucht und Verdruß mein trocknes Mark verzehrt.
Kein Zufall will sich noch in unsre Wünsche schicken,
Die Mutter hütet Dich mit viel Verfolgungsblicken.
Kein Fenster und kein Spalt, kein Winkel, keine List,
Ergötzt mich nur mit dem, was doch noch wenig ist.
Ja, wenn ein einzler Druck die Hand vergnügen möchte,
Ja, wenn mir nur ein Blatt verstohlne Nachricht brächte:
So hätt' ich einen Trost, und so behülf ich mich
In Hoffnung bessrer Zeit. Verhängnis, bessre dich!
Und liefre mir mein Kind nur einmal in die Armen.
Verdien ich auch gleich nicht ein gütiges Erbarmen:
O, so verdient es wohl die Länge meiner Qual.
Ich sterbe schon vor Angst des Tages tausendmal,
Und hab' ohn' ihre Gunst kein ander Glück auf Erden,
Als daß ich hoffen kann, gar bald verscharrt zu werden."

Da aber nahm sein Schmerz ein schönes und plötzliches Ende. Zwei zarte Hände legten sich ihm unversehends von hinten über die Augen und zogen ihm den Kopf sanft in den Nacken. Er erkannte sofort Leonoren, löste ihre Hände, zog sie an sich und küßte sie. All sein Schmerz war verflogen.

„Ich habe mich weggestohlen," flüsterte sie hastig, „hier bei den Gräbern sucht uns niemand. Denn ich kann Dich nicht abreisen lassen, ohne von Dir Abschied zu nehmen."

„Ach, liebstes Kind!" rief er glücklich. „Womit soll ich Dir das vergelten?"

Darauf sanken sie sich wieder in die Arme und ließen sich auf einem grünen Grabhügel nieder. Er erzählte ihr, wie er von Haß und Neid verfolgt würde,

wie ihn seine Pfleger vor aller Welt verschrien, und tat nur die Lippen zu, um die Geliebte immer wieder aufs innigste zu küssen.

„Du allein bist es, die mich hält!" schwur er. „Ich will nicht gesund von dieser Stelle gehen, sofern ich es nicht ernsthaft mit Dir meine."

„Ach Liebster," seufzte sie, „ich fürchte, wenn Du erst auf der hohen Schule bist, wirst Du mich bald vergessen haben."

„Niemals werde ich Deiner vergessen!" gelobte er unter Küssen. „Dein Name ist mit unverlöschlichen Buchstaben in mein Herz geschrieben, und ich will immerdar nichts anderes tun, als Deinen Ruhm zu singen und Deine Liebe zu erheben."

„Davon werden wir nicht satt werden!" sprach sie lächelnd. „Du mußt auch fleißig studieren."

„Ich will Dir ein Medikus werden," schwur er mit erhobenem Finger, „so daß Hypokrates, Galenius und Paracelsus wie drei Waisenknaben vor mir stehen sollen. Du aber, Liebste, bleibe wie Du bist, auch wenn man Dich noch so sehr plagt und mich bei Dir verlästert. Denn daran wird es nicht fehlen. Und lasse Dich ja nicht mit dem Täuber ein, der euch das Haus einläuft."

„Da sei ohne Sorge," tröstete sie ihn. „Der hat es auf meine Schwester abgesehen."

So vergingen ihnen unter Schwüren und Beteuerungen, Herzen und Drücken, Küssen und Umarmungen die Stunden wie im Fluge. Sie wandelten zwischen den Gräbern hin und wieder, lasen die Inschriften und kamen endlich an eine Stätte, wo ein junges Brautpaar ruhte, das innerhalb von vier Wochen gestorben war.

„Wenn Du von mir lässest," sprach Günther dumpf, und wies auf dieses Grab, „so siehe hier mein Los. Dann werde ich wie jener aus übergroßem Kummer und Gram in die Gruft sinken."

„Und ich würde mich darüber zu Tode weinen," rief Leonore an seiner Brust, „um ewig bei Dir sein zu können."

Lange hielten sie sich wortlos umfangen, bis der Tag verging und die sinkende Dämmerung sie trennte. Leonore riß sich los und eilte heim, während Günther am nächsten Morgen in der Frühe Schweidnitz verließ und zu seiner Vaterstadt Striegau zurückwanderte, deren drei Berge ihm schon von ferne winkten.

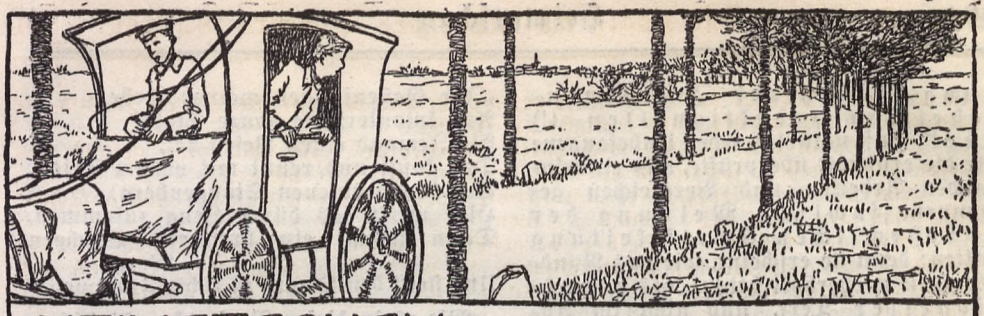
Der höfliche Gruß, den er der Stiefmutter bot, wurde nur mürrisch erwidert. Dagegen freute sich der Vater aufrichtig seines gelehrten und wohlgewachsenen Sohnes, spazierte mit ihm durch die kleine Stadt, wo ihn alle Bürger ehrerbietigst grüßten, und nahm ihn mit in den Ratskeller zum Bier. An guten Lehren sparte er nicht, wie das so seine Art war. Johann Christian wollte ihn auf andere Gedanken bringen und erzählte ihm von seiner Schulkomödie, die man ihm zu Ehren in Schweidnitz aufgeführt hatte.

„Narrenspossen!" schnitt ihm der Vater barsch das Wort ab. „Ein ehrlicher Mann gibt sich nicht her zu solcher Gaukelei. Werde ein guter Medikus und laß das Versemachen sein. Du gehst nun auf die Universität, daselbst sind der Versuchungen gar viele. Meide sie wie das Gift, denn sie verderben die Seele und den Körper. Auch gehört dazu ein voller Beutel. Den kann ich Dir nicht füllen, denn ich bin ein armer Mann. Jeden Taler, den ich Dir gebe, muß ich mir und den meinigen vom Munde absparen. Daran denke jedesmal, ehe Du ihn ausgibst. Und eile, daß es mit dem Studium nicht zu lange dauert und daß Du bald ein Doktor heißest wie ich, damit die Kranken voll Vertrauen zu Dir kommen und Deiner Wissenschaft den Zins entrichten.

Johann Christian hörte nur mit halbem Ohre zu. Er sehnte sich nach der akademischen Freiheit und gedachte sich mit seiner Feder ein erkleckliches Stück Geld neben seinem Studium zu verdienen, daß er in Frankfurt nicht gar zu armselig zu leben brauchte.

Also fuhr er im November, von den Segenswünschen und Ermahnungen seines Vaters geleitet und mit einigen Talern in der Tasche, zum Jauertore hinaus auf Liegnitz zu nach Norden. Jedoch in Frankfurt behagte es ihm nicht, und er ging, ohne den Vater zu fragen, noch vor Weihnachten nach Wittenberg. Und hier blieb er zwei Jahre.

(Fortsetzung folgt)



Allgemeineres

Wie es gemacht wird

Aus unserem Leserkreise geht uns ein gedrucktes Formular zu, das an Firmen versendet worden ist, die in Schweidnitz oder Posen ausstellen. Das Rundschreiben wirft auf einen leider nicht ganz vereinzelten Mißstand im Zeitschriften- und Zeitungswesen recht grelles Licht; es handelt sich um Mißstände, die immer und immer wieder zu einer Irreführung gutgläubiger Leser den Anlaß geben, um Mißstände, die immer noch viel zu wenig bekannt sind und um die doch jeder Denkende, jeder, der unserem Volke gesundes, wahrhaftiges, von Unwürdigem und Kulturwidrigem freies öffentliches Leben wünscht, Bescheid wissen sollte. Das Formular lautet:

„Welche Vorteile haben Sie als Aussteller in Posen oder Schweidnitz? Der Osten des Deutschen Reiches bringt in diesen beiden Ausstellungen ein Gesamtbild von der Leistungsfähigkeit ostdeutscher Gewerbe und Industrie. Obwohl die weitesten Kreise beiden Unternehmen das lebhafteste Interesse schon entgegenbringen, erfordert es das eigene Interesse der beteiligten Aussteller, das große kaufkräftige und reiselustige Publikum ständig durch Wort und Bild auf die eigenen Ausstellungsobjekte hinzuweisen. Aus diesem Grunde bringt die vornehmste illustrierte Zeitschrift Ostdeutschlands: *) im Anschluß an den redaktionellen*) Teil einen Rundgang durch beide Ausstellungen, wozu wir ganz besonders Ihre geschätzte Firma als beteiligte Ausstellerin einladen, diese wichtige Propaganda durch Einsendung geeigneten Materials zu unterstützen.

In der Form dieses Rundganges sollen Artikel und Bilder — 1) Ihre Ausstellungsgegenstände den vielen Tausenden näher bringen, welche die Ausstellung noch nicht besucht haben, — 2) Lust erwecken, diese großen Veranstaltungen in Posen und Schweidnitz zu besuchen und — 3) bewirken, daß Ihre mit vielen Geld- und Zeitopfern verbundene Beteiligung an der Ausstellung wirkungsvoll bleibt, — 4) verhindern, daß Ihre Ausstellungsgegenstände bei den massenhaften Eindrücken übersehen oder nur flüchtig beachtet werden, — 5) vor allen Dingen aber veranlassen, daß die kaufkräftigen Interessenten Sie direkt aufsuchen. Es gibt für Sie keine wirkungsvollere ständige Reklame, die gleichzeitig den Vorzug der Billigkeit hat.

Die Aufnahme in diesen illustrierten Rundgang durch beide Ausstellungen kann nur in der Reihe der Anmeldungen erfolgen und soweit der bereits schon sehr in Anspruch genommene Raum ausreicht. Wir berechnen für die Viertelseite nur 60.00 Mark. Falls Sie uns für die aufzunehmenden Bilder die Photographien einsenden, dann fertigen wir die nötigen Klischees gratis an, ja sogar den redaktionellen Text stellen wir ohne jede Extraberechnung kostenfrei zusammen, wenn Sie uns die erforderlichen Angaben zugehen lassen. — Wir erbitten daher Ihre umgehende Entschließung."

Den „ohne jede Extraberech-

---

*) Den Namen wollen wir verschweigen. Aber es muß erwähnt werden, daß das Blatt sich nicht nur „vornehmste illustrierte Zeitschrift" des Ostens nennt, sondern außerdem „Zeitschrift für die Pflege heimatlicher Kultur".

*) Das Wort ist wie viele andere, hier nicht gesperrte Stellen, im Original ebenfalls im Druck hervorgehoben.

nung kostenfrei zusammengestellten redaktionellen (!) Text" muß natürlich jeder Unbefangene für die ernsthaft überprüfte, aus eindringenden Arbeiten und Vergleichen gewonnene sachliche Meinung der unbestechlichen Schriftleitung halten; denn sie erscheint, wie das Rundschreiben wiederholt betont, als redaktioneller Text, und nicht im Anzeigenteil des Blattes.

Das ist der Kern des Unwesens: die Beeinflussung des scheinbar von freier, fachmännischer Kritik bestimmten Hauptteiles durch gut bezahlte Inseraten- oder Druckaufträge: Das heißt in unserem Beispiel: Wer am meisten bezahlt, wird im redaktionellen Ausstellungsbericht am reichsten bedacht. So völlig unverschleiert wie hier ist es wohl nicht allzu oft. Aber der Mißstand ist ungeheuer verbreitet, in allen Formen bis hin zu den scheinbar harmlosesten. Es wäre natürlich ein schweres Unrecht, darum etwa der Presse in Bausch und Bogen Bestechlichkeit vorzuwerfen. Für allzuviele ist es, wie die Dinge einmal liegen, leider eine wirtschaftliche Notwendigkeit, Konzessionen der besprochenen Art zu machen. Aber das bessert das Unheil nicht, sondern macht es noch ernster. Besserung ist überhaupt nur langsam möglich, und einstweilen ist eine der wichtigsten Aufgaben die, Aufklärung zu verbreiten. Die Heimatblätter sind dazu da, die Bestrebungen der Gegenwart um eine wahrhaftigere, tiefere, edlere Kultur für unsere schlesische Heimat zusammenzufassen und sie in den festbestimmten Lebenskreisen der Provinz praktisch fruchtbar machen zu helfen, und sie sind die einzige Zeitschrift Schlesiens, die rein kulturellen Aufgaben dient; deshalb würden wir unsere Pflicht versäumen, wenn wir nicht an unserem Teil zu dieser Aufklärung mitwirkten.

R. Henseling.

Zum Johannisabende

„Mitternachtsglut im Gebirge wacht,
Blutrot anzuschauen.
Es ist nicht Tag, es ist nicht Nacht,
Es schwankt so in Dämmerungsgrauen."

Das ist die Johannisnacht im skandinavischen Norden, die Esaias Tegner in der Frithjofssage schildert; sie leuchtet sich selbst in magischem Scheine. Bei uns erhellt sie ein liebgewordener Brauch.

„Ihr Gassenjungen meiner Liebe,
Auf, spioniert die ganze Stadt!
Wo Jemand einen Besen hat,
Den kauft und rennt mit vollem Triebe
Auf den berufenen Stangenberg;
Hier werft das dürre Zeug zusammen,
Dann nehmt ein brennend Wischgen
Werg
Und steckt den Quarg in lichte Flammen!"

Wie es in diesen Versen der Hirschberger Prorektor Daniel Stoppe beschreibt, der seinem lieben Johann Neuper zum Namenstage ein „Jehonzigfeierle" anzündet, so ist es im Grunde heut noch. In älteren Zeiten, im 16. Jahrhundert, beteiligten sich noch die Edlen im Lande an diesen Feiern der altgermanischen Sommersonnenwende, wie auf dem Grödißberg und dem Kynast; heute nimmt sie die Jugend fast ausschließlich für sich in Anspruch.

Ueber die Feuer selbst und die nach den Oertlichkeiten wechselnden Begleiterscheinungen bei ihrem Abbrennen sei auf Paul Drechslers fast erschöpfende Zusammenstellung in „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien" in „Schlesiens volkstümlichen Ueberlieferungen" hingewiesen. Die Zeit und Einflüsse religiöser und kultureller Art haben ihre Bedeutung im Volke allmählich verwischt. Der Kern der Feier aber sind allenthalben Feuer und Tanz, auf die alle späteren Anhängsel fast immer sich zurückführen lassen. Um zu zeigen, wie wenig seit hundert und mehr Jahren an der Feier sich geändert hat, möge ein kurzer Auszug aus der Beschreibung der „Lust-Feuer, die in dieser Nacht von der schlesischen Landjugend nach dem Herkommen angezündet werden" folgen, die Pastor Klose von Domanze 1789 in den schlesischen Provinzialblättern veröffentlicht. „. . . So stand ich Punkt zehn Uhr abends auf meiner Warte. Noch war der Zobtenberg finster, die Eule schien öde und unbewohnt, die übrigen Berge unwirtbar. Wir sahen den wonnigen Vorspielen zu, bis auch der übrige Schauplatz erleuchtet wurde. Diese nun sprühten, wie die ehemaligen Feuermänner Funken, loderten bald wie Strohdächer in die Höhe und fielen dann wieder bis zur Kornflamme herunter. . . Ich sah kleine Lichter, leuchtende Brände, kleine Feuerchen, die sich wie Irrlichter umher bewegten und tanzten. Und nun das Totenopfer beginnen sollte, so teilten sie sich in Reihen und tanzten um das Hauptfeuer herum, zerstreuten und sammelten sich

und vergrößerten und verschönerten dadurch die Szene und machten sie mannigfaltiger. So wie es aber begann, finsterer zu werden, so fanden sich immer mehrere Feuer, auch da, wo der Fremde nicht geglaubt hätte, daß je daselbst ein menschlicher Fuß wandeln könnte.

Nach elf Uhr brannte schier alles, was brennen wollte. Und es sah vortrefflich aus, als fast jeder Berg und Hügel mehrmals erleuchtet war. Besonders nahm sich die ehrwürdige Eule mit ihren vielen Lichtern auf ihrem erhabenen Rücken vortrefflich aus . . . Und alle diese Feuer beleben die glückliche Jugend, die sich voller Freuden von den listigen Mitteln unterhält, wodurch der eine ein Bund Reisigt, der andere ein Scheit Holz, eine Pechmäste, einen alten Besen entwendet hatte; wie sie unter einander stritten, wie doch ihr Feuer besser brannte, als das ihrer Nachbarn . . ."

So ist's heute noch! Auch der Sprung übers Feuer lebt weiter. Der Bursche springt allein, hie und da mit seinem Mädchen. Die Berührung mit der Flamme wirkt reinigend und das Leben festigend. Außerdem macht ein hoher Sprung den Burschen bei Mädchen beliebt.

Daß die Feier des Johannisabends, wie alles althergekommene, zu modernen Geschmacksverirrungen führen kann, liest man im „Rübezahl" von 1865.

In Strehlen zogen nämlich die Handwerkslehrlinge zu gemeinsamem Abbrennen der Johannisfeuer mehrere Jahre hineinander in zwei Kompagnien geteilt, mit Feldwebeln und Leutnants und unter Führung eines Majors, ins Freie. Sie hatten militärische Uniformen an, waren mit Säbeln bewehrt und trugen als Gewehre Besen über der Schulter. Der Major, sein Adjutant und die Offiziere waren beritten. Dem Zuge voran schritten Trommler und Pfeifer mit Schwalbennestern an den Schultern. Auf dem Topfmarkte nahm der Major Parade ab. Vom Ringe ging es dann zum Galgenberge, wo Teer- und Fett-Tonnen in Brand gesetzt wurden, wonach der Major die Mannschaften im Kreise antreten ließ und eine Ansprache hielt. Dieser militärischen Spielerei scheint das Verbot im Kriegsjahre 1866 Johannisfeuer anzuzünden, ein heilsames Ende bereitet zu haben.

Erfreulicherweise halten sich die Johannisfeuer; „Die trostlos öde Bürokratenwirtschaft, dieser Drache, zu dessen Vernichtung sich noch kein Georg fand", wie J. W. Wolf in seiner deutschen Götterlehre schreibt, hat diese Freude dem Volke noch nicht zu verkümmern vermocht. Die Kirche sagt ja schon längst nichts mehr. Daß die alte Kirche die Sitte der Johannisfeuer als heidnisch verpönte, dürfte bekannt sein, weniger aber, daß die evangelische Kirche an den Johannisbädern Anstoß nahm: sie bekämpfte sie als eine päpstliche Einrichtung, wie ein Gutachten der Stuttgarter Synode von 1591 erweist. Achtzehn „mehrenteils Weibspersonen" hatten zu Johannis Baptista 24 Stunden hintereinander in der Eßlinger Vorstadt gebadet; „daruff der Synodus das unterthänig bedenken gegeben, weil es eine Superstition sei", das zu verbieten. „Der meinung sein unterzeichnete Consistoriales auch noch." Es wurde Bericht des Vogts zu Cannstadt über die Johannisbäder eingeholt und daraus erfährt man, „daß diese Bäder ein Ueberrest des Papsttums seien und nur noch von den Katholiken zu Hofen und Oeffingen gebraucht würden" (Martin: Deutsches Badeleben S. 20).

Das älteste bekannte Bad am Vorabende des Täufers beschreibt 1330 Petrarca von Köln. „Das ganze Ufer war mit einer langen Reihe von Weibern bedeckt. Ein Teil war mit wohlriechenden Kräuterranken geziert; mit zurückgeschobenem Gewande fingen Weiber und Mädchen plötzlich an, ihre weißen Arme in den Fluß zu tauchen und abzuwaschen. Dabei wechselten sie lächelnd Sprüche miteinander. Man antwortete mir, daß dies ein uralter Brauch unter der weiblichen Bevölkerung Kölns sei, die in der Meinung lebt, daß alles Elend des ganzen Jahres durch die an diesem Tage bei ihnen gewöhnliche Abwaschung im Flusse weggespült werde und gleich darauf alles nach Wunsch gelinge."

Heut sind die Johannisbäder in Vergessenheit geraten. Mancherlei hat zu ihrer Beseitigung geführt. Es kamen so viele Personen beiderlei Geschlechts zusammen; das brachte Unzuträglichkeiten aller Art, zum Exempel, wie Pyrmontanus vom Jahre 1556 schreibt: dem Wasser sei die Kraft genommen, denn vornehme Weibspersonen beschuldigten den Brunnen, durch ihn wassersüchtig geworden zu sein, „welche Bosheit Gott aber durch die Geburt schöner Knaben und Mägdelein zu schanden gemacht hatte." Dieses göttliche Strafgericht

wurde für Pyrmonts Johannisbäder verhängnisvoll. Ob die Johannisbäder der „lieben Alten“ in Warmbrunn, von denen Schwenckfeld 1607 berichtet, in den besseren Kreisen auch aus dem Grunde in Abnahme gekommen sind, weil die Wirkung des Wassers aus einer heilbringenden in eine fruchtbringende sich verwandelt hat, meldet er nicht. Wir erfahren eben nur, daß „die beste und fürnehmste Kraft um Johannis im Wasser beruhte“ und daß zu seiner Zeit nur noch „Lahme, Aussätzige, Krätzige und Gichtbrüchige“ aus dem Volke an jenem Tage badeten, ihre Krankheit zu wenden. „Fallen haufenweise über einander, wie die Gänse, der Meinung, das warme Bad wäre diesen Tag viel kräftiger als andere Zeit des Jahres und gäbe in einer halben Stunde dem Leibe mehr Kraft, als sonst vier oder fünf Wochen.“

Zurzeit ist für Schlesien nur bekannt, daß man in der Sprottauer Gegend Johannisbäder aus Wasser zubereitet, in dem neunerlei Hölzer und Kräuter gekocht sind. Dr. Tw.

Dichtung

Carl Hauptmann.

Carl Hauptmann. Er und über ihn. Gesammelte Aufsätze. Von H. H. Borcherdt. Hans Sachs-Verlag, München und Leipzig 1911.

Ein neues Buch über Carl Hauptmann, unseren schlesischen Dichter, eine Werbearbeit von seinen Bewunderern. Kleine Aufsätze über Hauptmanns Arbeiten, unter den Abteilungen:

1. Carl Hauptmanns Persönlichkeit (Tagebuch);
2. Carl Hauptmann als Epiker (Skizzen, Novellen, Mathilde, Einhart);
3. Carl Hauptmann als Dramatiker (Bergschmiede, Moses, Panspiele, Napoleon).

Dazwischen gestreute Gedichte und Abschnitte aus Dichtungen Hauptmanns sind wohl das Beste an dem Buche. Man findet recht nette Aufsätze im Hefte, wenn man sich erst durch die üppig wuchernden Phrasen der Einleitung, die dem Verfasser auch in den späteren Aufsätzen dann und wann in den Weg laufen, und die noch schlimmeren in der ersten Abhandlung über den Dichter der keuschen Schönheit durchgearbeitet hat, (Ich führe nur eine Stelle dieses Abschnitts an: „Unsere Zeit, die durch den Schleier der Wollust auf alle Nacktheiten sieht und in hysterisch verrenktem Tanz mit einem perversen Lächeln um den schmerzlich zuckenden Mund den gähnenden Purpurschlund der Geschlechtlichkeiten umtanzt,“ — Fast Johannes Scherr. Es fehlt nur der Geist. Aber mit solchen Perversitäten schadet man nur der guten Sache). Nach dem Schluß zu werden die Aufsätze besser, aber ich würde dem Behandler von „Einhart“ dringend raten, sich doch lieber etwas in der deutschen Literatur umzusehen, wenn durchaus Parallelen zu einem deutschen Dichter gezogen werden sollen. Wir haben in Deutschland auch einige gute Dichter gehabt. — Recht gut sind dann die Aufsätze über Mathilde, Bergschmiede und Moses, besonders der letztere von Gertrud Prellwitz. Die größte Arbeit hat H. H. Borcherdt geleistet, der sieben Aufsätze lieferte, teilweise etwas trocken und phrasenhaft, doch sonst recht sachlich. Auf den Inhalt der Aufsätze einzugehen, ist hier nicht der Raum, und ich möchte fragen, warum man Hauptmann als Philosophen ganz übergangen hat. Er hat doch sehr Gutes geschrieben. Etwa weil er selbst lieber Dichter als Philosoph sein will? Deshalb sollte man doch aber nicht einen so wesentlichen Zug unseres Dichters unerwähnt lassen. — Der Erfolg des Buches ist schließlich, daß man nach Hauptmanns Werken greift, um sich „in ihm“ von dem „über ihn“ zu erholen. Und das ist das Beste an dem Buch.

F. G.

Schrifttum

Jost Knost

Jost Knost, Der Herkules von Latop. Eine Geschichte von Hermann Wette*)

Latop liegt zwar ein ganz Stück ab von unsern Heimatgrenzen und Jost Knost ist ein echter Sproß Nieder-Sachsens. Aber die Narrennester (man braucht nicht gleich an Polkwitz zu denken) sind ja überall ähnlich, und von Männern zu hören, wie dieser Jost, den nichts in seiner Liebe zur Heimat wankend machen kann, der alles dran setzt, die

*) Leipzig Fr. Wilh. Gunow, geh. 4.—, geb. 5.— M.

durch unverständige Mißwirtschaft und ruchlose Ausbeutung arg verschändete Heimat wieder zu Kraft und Ansehen zu bringen, hat man überall zum Erwarmen und Erstarken nötig.

Das Werden dieses Helden von Latop ist ein Aufsprießen aus uraltem, gewaltigem Bauernstamme, wie er so bei uns nicht zu finden ist. Aber der Sinn für das von den Altvorderen Herüberklingende, bei den Vätern Gewesene ist ja auch bei uns allenthalben lebendig. Und wo er verdeckt und verschüttet liegen sollte, kann ihn dies Buch wecken und hervorlocken helfen. Die Kindheit Josts ist ein frohes Trinken aller starken Lebenssäfte, die ihm seine Heimatnatur aus vollen Schalen reicht. In den Augen der Magister ist der Junge allerdings ein mittelmäßiger Schüler, der dem Ideal des klassischen Humanismus durchaus nicht entspricht. Er ist aber durch nichts von seiner von ihm als zuträglich erkannten Gewohnheit abzubringen, im Grase ruhend, die notwendige klassische Bücherweisheit gut eingedeutscht zu sich zu nehmen. Deutsche Helden, Erfinder und Entdecker stehen ihm vor allen. So gibt er sich sozusagen selbst, was wir alle unseren Kindern geben sollten: eine durchaus vaterländische bodenständige Bildung. Von einer Ankränkelung durch die Schule kann bei ihm natürlich keine Rede sein. Seine Jugend ist ein ungestümes Hervorbrechen unbändiger Kraft. Seine Heldenstücke müssen die ärgsten Tapergreise lachen machen, denn sie entspringen einer vollsaftigen, dabei harmlos fröhlichen Natur. Für das Buchstabieren in Liebesfibeln fehlt ihm der rechte Sinn. Dafür regt sich in ihm bald immer stärker und stärker der Drang in die Ferne. Endlich darf er ihm nachgeben und zu Ohm Wiprecht, dem Korner-König in San Franzisko reisen. Was lockt und glänzt und wirbt hier nicht alles um ihn! Er kämpft einen schweren Kampf, ob Amerika oder Deutschland das Land seiner Zukunft sein werde. Aber die Heimat siegt, trotz der Wette: eine Million Dollars gegen eine Latoper Mettwurst. Jost kehrt zurück und wird der Retter seiner von schamlosen Eigensüchtlern zerwirtschafteten Heimat. Den Gemeindewald läßt er wieder aufforsten, die schädigenden Fabriken werden stillgelegt, ein Staubecken aufgeführt, und der Millionengewinn seiner gewonnenen Wette kommt ihm gut zu passe. Das Letzte und Höchste aber, was er wieder neu schaffen will, ist die alte Allmende die durch Jahrhunderte wohl bewährte Allmännerwirtschaft, mit der verglichen alle sonstigen Gemeindeordnungen ihm nicht nur minderwertig, sondern zumeist verwerflich erscheinen. Er hat erkannt: „Soll der die Menschheit entadelnden niederen Erwerb- und Gewinnsucht ein Ende bereitet werden, so muß zunächst der ungerechten Vernutzung und der verderblichen Ausbeutung durch Einzelne der Boden entzogen werden, indem aller Grund und Boden wieder Gemeingut und Eigentum des ganzen Volkes wird." In der Aussprache Josts über diese Ideen mit seiner prächtigen Großmutter Mechthilde und seinem ihm in glühender Begeisterung zur Seite stehenden Weibe Adda liegt der geistige Mittelpunkt des Buches.

„Jost Knost" ist nun aber nicht etwa ein Predigtbuch, in dem trocknen Tons allerlei volkswirtschaftliche Weisheit vorgetragen wird und das durch allzudeutlich zur Schau getragene Absicht verstimmt. Nichts davon. Es ist ein Gebilde fröhlichen Gestaltens. Seine Menschen stehen vor uns mit starken Knochen und warmem Blute in allen Menschlichkeiten. Gerade diese ihre kleinen Merkwürdigkeiten sind mit besonderer Liebe gezeichnet, etwa des starken Hendrichs Liebe zu Weib und Wein, Josts Neigung zu herkulischen Riesen, sein markerschütterndes Lachen, seine Lust an der Kunst des Vogelpfeifens. Es ist alles mit Fleiß nach der Natur gemacht und der Erzähler nimmt in natürlichen Dingen kein Blatt vor den Mund. Die dankbare Verehrung für Frau Liebden Mutter Natur weht wie ein warmer Lebenshauch durch die Erzählung und gibt ihr den starken, frommen Grundton. Die Komposition des Buches, der Vergleich der Lebenstaten und Schicksale seines Helden mit denen des Herkules gibt dem Ganzen von vornherein ein lustiges Gesicht. Dazu kommt die Weise des Erzählens selbst. Durch lange Strecken ungezwungenen Reimens durch gelegentliche Erhebung zu feierlichem Psalmodieren, durch Ketten derbhumoristischer Wortbildungen, die an Abraham a Santa Clara erinnern, durch volkstümliche Redewendungen und Einflechtung aller Volksreime erhält das Buch seinen ganz eigenen, übermütigen Stil. Wenn Lachen gesund ist, dann darf „Jost Knost" ein gesundes Buch genannt werden, dem Ein-

zelnen gesund als frohes Erlebnis, aber auch der Allgemeinheit gesund als Helfer zur Heilung von der Not des Mißbrauchs vaterländischer Erde. Grüttner.

Zwei Romane von Friedrich Huch.

Der Erfolg von Huchs „Pitt und Fox" ist ja auch weiterhin bekannt. Dieses Buch, das von den Liebeswegen der Brüder Sintrup erzählt, erschien in den „Büchern der Rose". Nun ist auch Friedrich Huchs komischer Roman „Peter Michel" in einer netten billigen Ausgabe herausgekommen. (Martin Mörikes Verlag, München, 2 *M* geb.) Diese heiter-tragische Geschichte wurde schon bei ihrem ersten Erscheinen von vielen Seiten mit warmer Herzlichkeit begrüßt und aufs angelegentlichste empfohlen. Der niedrige Preis der Neuausgabe kann der weiteren Verbreitung dieser gesunden und lebenswahren Dichtung nur förderlich sein. Möge sie sich recht viele neue Freunde erwerben.

Vom Verfasser des „Peter Michel ist im gleichen Verlage ein musikalischer Roman „Enzio" erschienen. (Geh. 4,80, geb. 6 *M*, 512 S.) Mit diesem Werke hat uns Friedrich Huch etwas Großes geschenkt: Ein reines, wahres Kunstwerk. Eine Fülle von Leben rauscht durch dieses Buch. Wer so zu schauen und zu gestalten vermag, ist ein wirklicher Dichter. Enzio ist der Held. Sein liebereiches, hoffnungsvolles Künstlerleben zerrinnt ihm, weil er sich nicht zu zähmen wußte. Enzios eitler Vater, der nie mehr als sogenannte Kapellmeistermusik zuwege gebracht hat, seine Mutter, die auf den Sohn alle künstlerischen Hoffnungen gesetzt hatte, die Mädchen um den verwöhnten Enzio herum, das treue, hingebende Bienle, die strenge Irene, die leidenschaftliche Teresita und das praktische, verschlagene Pimpernellchen lassen uns lange nicht los aus dem Banne rührender, fesselnder Menschlichkeit. Enzios Gegenstück ist sein Freund Richard. Was dem schönen Kapellmeisterssohne fehlt, das hat Richard: Die Religion des Maßes in allen Dingen. Enzios Mutter und Richard schreiten als wesensverwandte Menschen durch die Geschehnisse. Von dem Komponisten Richard hören wir auch geistreiche Aeußerungen über Musik. Was in dem Buche über Mozart, Richard Wagner und Beethoven gesagt wird, verdient aufmerksamste Beachtung. Noch nie fand ich eine treffendere Charakteristik dieser drei Tonkünstler.

Dem Oberflächlichen wird der Enzio ein Buch mit sieben Siegeln sein. Dem Genießenden jedoch quillt aus dem neuen Werke Huchs ein reiner Born gütevoller Menschenkenntnis und gehobener, starker Lebenskraft. R. N.

Heimatgeschichte

Freiwaldau in Niederschlesien

Versuch einer schlesischen Kleinstadt-Chronik

Die Geschichtsliteratur unserer Städte wird noch viel zu wenig gepflegt. Ich kenne schlesische Städte, wo seit 50, 60, ja 70 Jahren keine Neubearbeitung und Fortführung der gänzlich veralteten Stadtchronik mehr stattgefunden hat. Ja, vielfach hat man sich auf gelegentliche Referate in Lokalblättern beschränkt und da ein Stückchen „Geschichte" niedergeschrieben, die aber nichts weniger als das ist. Es mag in vielen Fällen rein unmöglich sein, irgendwelches brauchbares Material aufzutreiben, vielleicht fehlen auch Kräfte, die sich uneigennützig der immerhin mühevollen Arbeit unterziehen, und endlich fehlen meist auch die Mittel zur Drucklegung. — So erhält die Geschichte namentlich vieler kleiner Städte und Flecken meiner schlesischen Heimat große, kaum mehr ausfüllbare Lücken. Dies gilt auch für das im Kreise Sagan belegene „Städtlein" Freiwaldau. Liebe Erinnerungen — mein Vater war dort 24 Jahre Bürgermeister — verknüpfen mich, der ich nun selbst alt geworden, immer noch mit dem auf einer „freien Aue im Walde" (daher der Name) reizend gelegenen, in neuerer Zeit sehr industriell gewordenen Orte, und so will ich denn in Nachstehendem versuchen, wenigstens den „Versuch" zu einigen geschichtlichen Umrissen zu machen.

Der Marktflecken (früher Stadt) Freiwaldau liegt, wie schon bemerkt, im Kreise Sagan, und zwar in dem Winkel derselben, wo die Kreise Görlitz und Rothenburg ihn berühren. Freiwaldau wird schon im 13. Jahrhundert als Ort genannt, leider aber sind die geschichtlichen Urkunden in den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges verloren gegangen; kirchlich unterstand der Ort bis etwa zur Mitte des 15. Jahrhunderts der Propstei zu Sagan; bischöfliche Revisionsprotokolle geben Nachricht, daß die Kirche zu „Freiwalde" eine Pfarrkirche

war und ihr Hauptfest Mariä Geburt als „Titular- und Ablaßfest" halten durfte; Die „Kirchweih" (Kirmes) wurde am Sonntag vor dem 21. November gefeiert. Die Reformation setzte auch hier schon frühzeitig ein und benutzte den Zeitpunkt einer Pfarrvakanz, um von Sachsen bezw. von Halbau aus einen lutherischen Prediger nach Freiwaldau zu entsenden; es geschah dies 1539. Dieser Umstand läßt vermuten, daß das kirchliche Leben wenig mustergültig war und sonach die intensiv einsetzende neue Lehre rasch Annahme fand. Es ist jedoch urkundlich nachgewiesen, daß die Katholiken vorläufig ihre Kirche behielten, vielleicht zum Simultangebrauch; die Katholiken starben allmählich aus und so ging die Kirche ohne Streit an die Protestanten über. Im Jahre 1556 erhielt Freiwaldau vom Kaiser Ferdinand I. Stadtrechte (Schlesien gehörte ja nach Oesterreich), gleichzeitig wurden dem Orte zwei Jahrmärkte verliehen, die noch jetzt abgehalten werden. Die Urkunde über Verleihung des Stadtrechts befindet sich noch jetzt im Besitz des Gemeindevorstandes, und es ist eigenartig, daß der Ort, der eine ständig zunehmende Industrie aufweist, auch Eisenbahnstation ist, nicht schon Schritte getan hat, seine alten Gerechtsame wieder aufzufrischen. 1626 wurde Wallenstein Herzog von Sagan; nunmehr wurden im ganzen Herzogtum, wozu auch Freiwaldau gehörte, den Protestanten die von ihnen okkupierten Kirchen wieder weggenommen und den Katholiken zurückgegeben, der lutherische Prediger mußte 1628 Freiwaldau verlassen. Aber schon nach der Schlacht bei Breitenfeld (1631) nahmen die Sachsen Freiwaldau in Besitz, gaben den Protestanten die Kirche zurück, und diese behielten sie bis 1668; in diesem Jahre starb die protestantische Gemahlin des Herzogs von Sagan, Wenzel v. Lobkowitz; dies wurde Veranlassung, daß der protestantische Prediger abermals vertrieben und die Kirche von neuem den Katholiken zurückgegeben wurde, die sie nunmehr ungestört, doch nicht mehr als Pfarrkirche, sondern als Filiale von Alt-Hartmannsdorf bis 1815 im Besitz behielten. 1751 wurde von der preußischen Regierung der protestantische Gottesdienst in Freiwaldau wieder hergestellt und den Protestanten, die nun schon eine stattliche Gemeinde bildeten, zum Teil unter Beihilfe der Gutsherrschaft von Burau, ein einfaches Bethaus in Fachwerk errichtet, das jetzt noch steht; zum Bau einer neuen, würdigen Kirche hat es noch nicht gereicht. Leider verstanden es die katholischen kirchlichen Organe nicht, die alte, malerisch schön gelegene katholische Kirche, die aus unerklärlichen Gründen nicht mehr benutzt wurde, von dem 1876 beschlossenen Abbruch (angeblich wegen Baufälligkeit) zu retten; eine Baufälligkeit war aber nicht zu konstatieren, denn die sehr festen, aus Findlingen zusammengefügten Gewölbe mußten mit Gewalt gesprengt werden; damals existierte auch noch kein Provinzialkonservator, kein Verein zur Erhaltung der heimischen Baudenkmäler; nur der hübsche Turm der Kirche ist einsam auf dem ihn umgebenden Gottesacker stehen geblieben und trägt das jetzt der protestantischen Gemeinde dienende Geläut. In der alten Kirche sah ich noch auf der steinernen Mensa des Altars einen hübschen, altertümlichen Altarschrein mit Holzfiguren, an der Südwand eine leider zerfallene Barockkanzel; wo mag beides hingekommen sein? — — 1815 wurde die alte katholische Kirche der protestantischen Gemeinde von Friedrich Wilhelm III. trotz des Einspruchs des Diözesanbischofs eigentümlich zugesprochen, von dieser aber nur zur Einstellung von Gerätschaften benutzt. Die Ländereien und die Pfarrdotation gingen in den Besitz der politischen Ortsgemeinde über; die Einkünfte erhielt der protestantische Geistliche. — Von den vielen Drangsalen, denen das „Städtlein" in früheren Zeiten ausgesetzt gewesen ist, gibt uns eine der wenigen noch vorhandenen Urkunden Nachricht; es heißt darin: „Anno 1643 den 25. April ist durch Zuschickung und Verhängniß Gottes bei Einfall einer Königl. Kaiserlichen Parthei der Schwedischen so im Quartier allhier gelegen, benannt der H. General Legaten proviant Meister Leutenants der ingleichen H. Ochsenstirn H. Obrist Steinbock unser Städtlein Freywaldau in Brand gestecket worden, in welchem Brande dem Christoph Hensel drei kleine Kinder, George Hensel ein Kind und die Brux Eva Tochter elendiglich verbrand sind." Sechsundvierzig Besitzungen brannten bis auf den Grund ab. Daß Freiwaldau das Stadtrecht wieder verlor, ist wohl nur auf einen gänzlichen Rückgang alles Wohlstandes im Siebenjährigen Kriege zurückzuführen. Noch 1865, als mein Vater sein dortiges Amt antrat, waren zu dreiviertel alle Häuser mit Stroh oder Schindeln gedeckt, ja mitten im Orte, wo jetzt ein freier Platz ist, standen noch bis 1879 Scheunen und

Häuser von größter Feuergefährlichkeit. Jetzt ist so ziemlich der ganze Ort massiv ausgebaut und hat viele Verschönerungen erfahren. Sehr lebhaft ist die Tonwaren- und Dachziegelfabrikation, auch eine Porzellanfabrik ist am Orte; die Fabrikate der Ziegelfabriken der Aktiengesellschaft vorm. G. Sturm haben in kurzem sogar Weltruf erlangt, und ihr reger Vertrieb hat dem Orte die seit Jahrzehnten ersehnte Eisenbahnverbindung gebracht. Gastwirtschaften, Handwerker aller Art, Vereine, auch eine sechsklassige Volksschule sorgen für die übrigen Bedürfnisse des Ortes, dessen Lage zwischen zwei Berghügeln, umkränzt von herrlichen, meilenweiten Waldungen, überaus anmutig ist. Wenn mich der Weg nach der schlesischen Heimat führt, kehre ich gern auf einige Stunden in dem alten, lieben Orte ein, sei es auch nur, um auf dem mitten im Orte gelegenen Friedhofe die Gräber vorangegangener Lieben zu besuchen. Dr. E. Kolbe.

Nochmals: Steindenkmäler in Schlesien

Zu dem Aufsatz über Steindenkmäler schreibt uns Herr Rittergutsbesitzer v. Salisch auf Postel über den Posteler „Hexenstein": Besagter Stein, ein Granit, keineswegs ein Sandstein, zeigt sein interessantes Muster auf der Oberseite und auf der Unterseite. Die Photographie gibt die Zeichnung auf dem Stein keineswegs richtig wieder. In der Wirklichkeit erkennt man ganz genau den Verlauf der Adern, welche den ganzen Stein durchsetzen. Es sind ihrer auch viel mehr, als das Bild wiedergibt. Bei dieser Sachlage ist eine künstliche Herstellung völlig ausgeschlossen. Den Namen „Hexenstein" habe ich hier noch niemals gehört. Lutsch dürfte sich mit dem Steine niemals beschäftigt haben. Der zweite Stein (Nr. 23) befindet sich nicht hier in Postel. Hinsichtlich der „steinernen Säule" (Nr. 8 auf S. 437) bemerke ich, daß selbige keineswegs in einem Park, sondern an der Landstraße im Walde steht.

Herr Kantor Anlauf in Kolbnitz, Kreis Jauer, teilt frdl. folgendes mit: Grenzsteine nicht gewöhnlicher Art stehen auch auf der Grenze zwischen dem Kolbnitzer Forst und dem Königl. Mönchswalde am Heßberge. Es sind drei ungefähr 2 Meter hohe, quadratische Säulen, in welche ein Bischofsstab und die Jahreszahl 1741 eingemeißelt sind. Man nennt diese Steine Bischofssteine. Einer von ihnen steht ganz in der Nähe des wohl allen Heßbergbesuchern bekannten „Haus- oder Kantensteines". Früher hatte das Kloster Leubus, welches dem Bischof von Breslau unterstand, hierselbst ausgedehnte Besitzungen, was aus der Urkunde d. d. Glogau, d. 9. September 1203 hervorgeht, nach welcher Herzog Heinrich cum barba dem Kloster Leubus 500 große Huben fränkischen Maßes in der Wald- und Berggegend um Cholma (Kobnitz) schenkte.

Kunst und Kunstgewerbe

Ausstellung von Werken schlesischer Künstler in Schweidnitz

Der Provinzstädter ist zur Stillung seines Kunstbedürfnisses im allgemeinen auf Reproduktionen angewiesen. Originalwerke guter Kunst sieht er meist nur auf Reisen; daß da die Bekanntschaft nur flüchtig ist, ist natürlich, aber bedauerlich, wenn man bedenkt, wie richtig für den inneren Zusammenhang mit Kunst das eingehende Anschauen von guten Originalen ist. Eine Kunstausstellung in der Provinzstadt ist deswegen eine Kulturaufgabe: denn sie ist die einzige, seltene Gelegenheit diesen Zusammenhang der Kunst mit dem weiteren Provinzpublikum herzustellen und zu fördern. Soll sie nun diese Kulturaufgabe auch nur einigermaßen erfüllen, so müssen geschäftliche und persönliche Rücksichten zurücktreten. Die Werke müssen gut ausgewählt und schlechte auf jeden Fall ausgeschieden werden. Nicht darauf kommt es an, viele Werke zu zeigen und viele Künstler zu Worte kommen zu lassen, sondern darauf, daß das Gezeigte von wirklicher Güte ist.

Die Kunstausstellung von Werken Schlesischer Künstler in Schweidnitz ist leider keineswegs nach diesem Gesichtspunkte zusammengestellt. Eine Ausstellung, die so viel Schlechtes enthält, mag wohl geschäftlichen Interessen dienen, ihr ideeller Wert ist jedoch mehr als fraglich! Schon aus praktischen Vernunftgründen hätte eine Anzahl der Werke zurückgewiesen werden müssen, weil der zur Verfügung stehende Raum für so viel Bilder nicht ausreicht. So kommt es, daß das Gute in der Wirkung noch so beeinträchtigt wird, daß es schwer ist, es sich herauszulesen.

„Die Äppelfrau" — Zeichnung von W. Krain

Man findet alle gewohnten schlesischen Künstler, wenn auch oft schlecht vertreten; leider haben eine Anzahl gerade der bedeutendsten nichts geschickt. Das Beste soll hier kurz erwähnt sein. Gleich im ersten Raume hängt die Beweinung Christi von Prof. Walter Firle; es ist das inhaltlich anspruchsvollste Bild der ganzen Ausstellung, mit großem Ernst und Können gemalt, kommt es leider nicht ganz über das Modell hinaus. Gerade bei ihm fallen die viel zu kleinen, unangenehm überfüllten Räume besonders störend auf. Blutleer und kraftlos wirkt Graf Harrachs Christus und die Samariterin. Sandrock bringt einige seiner derb gemalten und groß gesehenen Seestücke; Spiro, Voigt und Robert Scholtz zeigen Portraits, die für jeden von ihnen charakteristisch sind. Von Walter Besig sieht man einfach empfundene, gut komponierte Landschaften, die an einer etwas trüben Systematisierung leiden; Erich Kubierschky zeigt natürlichere in seiner zarten, weichen Art. Von jüngeren Künstlern ist vor allem der sympathische Nikolaus, und Besta und Krain zu nennen.

An erster Stelle der in Schlesien wirkenden Künstler steht Prof. Max Wislicenus mit zwei stark farbigen Landschaften und Arnold Busch mit drei kräftigen Studien. Lüpke, Burkert, Dreßler, Härtel und Gertrud Staats zeigen gute Landschaftsstudien.

Mehr zu den graphischen Künsten zählen die Arbeiten des Künstlertrios Pfeiffer; ebenso die wohl für Litographien entworfenen Tuschzeichnungen Georg Lebrechts; es sind Schlachtenbilder, die in Auffassung und Können weit über das Maß des Ueblichen hinausgehen. Die Technik ist glänzend, doch oft dem Inhalt des Blattes entsprechend nicht einfach genug.

Die Plastik ist nur durch Paul Schulz vertreten· neben einigen unangenehm glatten Portraitbüsten zeigt er seinen preisgekrönten Jünglings- und einen schönen weiblichen Torso. A. N.

Unsere Silhouetten

Silhouettenschneiden ist eine lustige Kunst! Zur Wende des 18. Jahrhunderts wurde sie von Laien viel gepflegt, nicht nur, um das Profil lieber Angehöriger festzuhalten, sondern ganze kleine Szenen schnitt man zur Kurzweil. Wie so viele andere Zweige häuslicher Kunstbetätigung verschwand auch diese „Schwarzkunst" aus unserem häuslichen Leben; sehr zu Unrecht, denn, bedingt durch das notwendige schnelle und sichere Erfassen, fördert diese Kunst das „Sehen" und gibt dem Natur- und Kunstempfinden viele Anregungen.

Dem Künstler bietet die Silhouettenkunst ein zwar reizvolles aber eng begrenztes Feld. (Konewka und zu unserer Zeit Heinrich Wolff zeigen freilich, wie sehr es bei besonderer Begabung erweitert werden kann.) Dazu kommen die Besonderheiten ihrer Ausdrucksmittel. So greifen nur wenige Künstler und selten genug zur Schere.

Nachdem wir früher schon einmal Silhouetten von Eckert brachten, freuen wir uns, diesmal eine kleine Anzahl von der Breslauer Malerin E. Müller zeigen zu können. Sie unterscheiden sich von den Eckertschen wesentlich durch schärfere Beobachtung und feiner gefühlte Form. Doch teilen sie mit ihnen die Unbesorgtheit und anmutige Frische des Schnittes. Aus dem Kinderleben entnommen, sind sie für ein Kinderbuch gedacht und erzählen vertraulich von dem widerstrebenden Zicklein, das liebe, zarte Gräser schmecken möchte, von der lustigen Pflicht des Puppenwartens, von der verantwortungsvollen Arbeit des

Wäschehängens und vom Gänserich, der aus dem Gemüseparadiese vertrieben wird. Die Geschichte vom Wassersturz des angelnden Buben wäre gar tragisch, wenn die Fische nicht so helle Freude darüber hätten! A N

Puppenspiele

Glücklich das Kind, das spielen kann und spielen darf, das sich im Spiel die eigene Welt schafft, sonnenschön, voll reicher Märchenträume! Glücklich aber auch der Erwachsene, der mit verständnisvollem Auge auf dieses frohe Treiben schaut und es in die rechten Bahnen zu lenken weiß.

Um eine solche Aufgabe bemüht sich der Verband schlesischer Textilkünstlerinnen, dessen Leiterin Frau Martha J. Langer-Schlaffke in Breslau ist, mit seinen drolligen Puppengruppen in der Kunstgewerbehalle auf der Schweidnitzer Ausstellung. Ungewöhnlich muten die Gestalten beim ersten Anblick an. Das sind nicht die glatten Gesichter mit den hellen Glotzaugen, die steifen Körper, die wir an Puppen gewöhnt sind. Charakter spricht aus den von Künstlerhand geschaffenen Köpfen. Lebensvoll bewegen sich die Glieder. Diese Puppen sind nicht tot; sie sind, was sie darstellen, und sie stellen Leben dar.

Je länger der Beschauer seine Blicke auf den einzelnen Gruppen ruhen läßt, desto wirkungsvoller treten die Bilder hervor. Die Erinnerung erwacht an alte Zeit, längst verklungen und doch unvergeßlich; die Tage der Jugend stehen wieder vor uns auf.

Haben wir uns nicht selbst einst so fröhlich im Reigen gedreht, wie diese munteren Mädchen? Von ihren Lippen hören wir förmlich die altvertrauten Lieder schallen:

„Florian, Florian
Hat geschlafen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind um.
Die Grete dreht sich um!"

Oder:

„Wir ziehen durch, wir ziehen durch
Wohl durch die goldne Brücken.
Sie ist entzwei, sie ist entzwei;
Wir woll'n sie wieder flicken.
Mit was? Mit Gras!
Mit Einerlein, mit Beinerlein!
Der Letzte muß gefangen sein.

O du selige Kinderzeit! Haben nicht auch wir einst unser jüngstes Schwesterchen in seinem Korbwagen zur Taufe gebracht, wie es dort die Dorfjugend in groteskem Aufzuge tut? Wie keck schaut der kleine Bube drein! Mit nackten Füßen schreitet er einher; aber des Vaters hoher Hut gibt ihm die väterliche Würde, und gravitätisch führt er das junge Mütterchen an seiner Hand. Lustig folgt ihm der ganze Trupp stolz im Gefühle der Patenschaft, die ihm zugedacht ist, und neidisch blickt der kleine Stadtjunge auf sie hin. Der blonde Trotzkopf, er könnte wohl mitspielen; aber er hat doch Schuhe an, und sie tragen keine! — Und dort! Wie oft haben wir es den Großen nachgetan und Hochzeit gespielt. Freilich dann trug unsere Braut den weißen Schleier und nicht die polnische Bauerntracht des schmucken Mädchens, das eben dem stattlichen Burschen in der bunten Kleidung des Ruthenen die Hand zum Masur reicht. Toll klingt die Musik, und wild drehen sich die Beiden, daß die Haare im Winde flattern. So tanzten wir nicht, aber auch wir fingen das Brautpaar ein mit bunter Kette, und auch uns schauten die Mütter liebevoll zu und dachten zurück an Zeiten der Vergangenheit, wie wir es jetzt tun hier vor diesen Puppenspielen. — Ist nicht auch mit uns die Phantasie durchgegangen? Hat sie uns nicht Wunder und Feen vorgespiegelt und uns auf hohen Thron gesetzt, wie dort das Prinzeßchen auf dem goldnen Stuhl, vor dem sich Kavaliere und Edeldamen neigen? So spiegelt sich im Puppenspiele das Leben der Kinder; doch auch das Leben der Großen zieht an den Blicken vorüber. — Schauet die „schlesische Kirmes"! Von der Decke hängt die bunte Erntekrone herab; weithin ziehen sich die Blütenkränze. In der Mitte schwingt der „Druschma" gebietend den Stab. Der Hochzeitbitter wird hier zum Beherrscher des Festes. Ihm gehorchen die tanzenden Paare, die sich mit der vollen Lust der Jugend der Freude des Augenblicks hingeben. Und immer mehr Festgenossen strömen herzu. Von fern und nah sind sie gekommen, aus allen schlesischen Gauen, diese Männer und Frauen, alt und jung, arm und reich. Das Auge kann sich nicht satt sehen an der Fülle der farbigen Trachten, die durcheinanderwogen und doch harmonisch ineinanderklingen.

So ist es in Wirklichkeit, und wer es noch niemals schaute, hier kann er sich ein

Bild von dem Wirbel des Volksfestes machen; denn echt ist alles, was er sieht. Liebevoller Fleiß hat sich in das Wesen der schlesischen Bauern versenkt und echte künstlerische Arbeit geschaffen. Darum ziehen diese Puppen die Augen aller auf sich, die jetzt die Kunsthalle auf dem Schweidnitzer Ausstellungsplatze betreten, wie sie vor Monaten berechtigtes Aufsehen in dem Lichthof des Kunstgewerbemuseums zu Breslau erregten. Daß sie geeignet sind, das Spiel der Kinderphantasie zu beflügeln, wer will es leugnen? Der Zweifler wird belehrt, wenn er vor die allerliebsten Puppen tritt, und selbst wenn sie Widerspruch finden, was liegt daran? Das Ungewöhnliche bedarf der Zeit, um heimisch zu werden. Dann aber wird das allgemeine Urteil die Entscheidung eines Preisgerichtes in Dresden bestätigen, das einer dieser Puppen, trotzdem sie außer Wettbewerb stand, um ihrer künstlerischen Vollendung willen einen Sonderpreis zusprach.

Ob freilich diese Puppen Gemeingut aller Kinderstuben werden können, das hängt nicht nur von einer Wandlung des Geschmackes ab: Das echte Kunstwerk — und als solches müssen diese Puppen angesprochen werden — wird immer hoch im Preise stehen. Doch eines ist gewiß, sie weisen einen neuen Weg hinein in das Wunder-volle Land der Märchen und darüber hinaus in das schönere Reich der Wirklichkeit. Früh übt sich, wer ein Meister werden will; früh soll das Kind durch die Kunst zur Natur geführt werden, durch den farbigen Abglanz zum Leben. Wo ist die Anstalt, die den Anfang macht und in ihren Räumen die Kinderstube einrichtet, in der unsere Puppenspiele zu freudiger Wahrheit werden für alle Zöglinge, die ihr anvertraut sind, mögen sie nun arm oder reich sein? Vielleicht reift die Zeit auch solch einen Traum zur Wirklichkeit.

Rosa Urbach

Spitzenschulen der Fürstin von Pleß

Ihre Durchlaucht Frau Fürstin von Pleß hat am 1. Mai 1911 die „Schulen für künstlerische Nadelspitzen M. Bardt, H. von Dobeneck, Hirschberg in Schl." übernommen. Sie werden in Zukunft unter dem Namen „Spitzenschulen der Fürstin von Pleß" fortgeführt werden. — Frau Fürstin von Pleß beabsichtigt die Reinerträgnisse der Schulen für Wohlfahrtseinrichtungen, die den Spitzenarbeiterinnen zu Gute kommen sollen (Alters- und Krankenunterstützungen usw.) zu verwenden. Die Fürstin ist jederzeit bereit, Frauen und Mädchen, welche das Spitzennähen erlernen wollen, aufzunehmen und kostenlos ausbilden zu lassen.

Für unsere schlesische Spitzenindustrie ist das Interesse der Fürstin, die die ganzen Verwaltungskosten der Schule noch extra übernimmt, von großem Glück. Hoffentlich werden die wohltätigen Bestrebungen der Frau Fürstin vom kaufenden Publikum tatkräftig unterstützt.

Die Leitung der Schulen bleibt in den Händen der Damen Bardt und von Dobeneck.

Baukunst

Die Bauten der Schweidnitzer Ausstellung

Wenn eine kleinere Stadt eine Ausstellung veranstaltet, werden wir große Anforderungen an die äußere Gestaltung der Bauten nicht machen können, so ist es uns wenigstens zur Gewohnheit geworden; desto erfreulicher ist es, mal von einem höheren Stand der Ausstellungsbauten berichten zu können.

Die Schweidnitzer Ausstellung erscheint in der Gesamtanlage nicht glücklich. Drei große Bauwerke, die Haupthalle, die Maschinenhalle und die landwirtschaftliche halle beherrschen die Ausstellung. Der Versuch sie in Beziehungen zu einander zu bringen und ihnen die Kleinbauten unterzuordnen ist leider nicht gemacht worden, es sind die Bauten regellos, „wies grade kam" aneinandergereiht und auf eine große Wirkung ist verzichtet worden. Dagegen zeigt ein Teil der Bauwerke erfreuliche Versuche Ausstellungsbauten in künstlerische Formen zu bringen. Da ist vor allem der schwarzweiße Pavillon für Kunst- und Kunstgewerbe des Architekten Juppe-Breslau zu nennen, der auch in seinem Innern das künstlerisch Beste der Ausstellung birgt. Dem kleinen Pavillon kann selbst das ungeschickte Garten-„Parterre" davor keinen Abbruch tun. Das Hauptgebäude des Architekten Aßmus in Schweidnitz ist

in seinen großen Formen gleichfalls recht glücklich, wenngleich hier der Durchgangsbogen in dieser Ausdehnung als überflüssig erscheint. Diese beiden Gebäude führen wir dem Leser im Bilde vor. Eine recht gute Form ist von dem Architekten Aßmus, einem Schüler Poelzigs, auch für die Maschinenhalle gefunden worden, auf welcher eigentlich nur der kleine Dachreiter stört. Außer dem Haupt-Restaurant, das noch manche gute Einzelheiten aufweist und einigen weniger bedeutenden Kleinbauten fallen die übrigen Bauten stark ab. Die Mustervilla liegt zudem an ungünstigem Platz, auch sind an eine „Muster"-Villa und ihre innere Einrichtung höhere Anforderungen zu stellen als denen hier entsprochen worden ist; in einem stillen Winkel des Platzes möglichst unter alten Bäumen hätte sich mit den gleichen Mitteln sicher ein wirkliches Musterhäuschen durch geschickte Hände erbauen lassen und hier wäre dann auch Gelegenheit zur Ausführung eines Mustergartens gewesen. Sehen wir noch von den sehr verunglückten Brücken ab, so können wir dennoch zu dem Gesamtniveau der Bauten auf der Schweidnitzer Ausstellung den rührigen Schweidnitzern Glück wünschen. E

Das Künstlerische Sehen vor dem Original (Ferienkursus für Kunsthistoriker, Kunststudierende, Lehrer und Kunstfreunde)

Dr. Bernhard Patzak, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Königlichen Universität Breslau, bittet uns, die nachstehenden Mitteilungen zu veröffentlichen:

„Wie im vergangenen Jahre in München wird Unterzeichneter vom 2. bis bis zum 12. Oktober 1911 in Wien Kunstwissenschaftliche Führungen veranstalten. Es werden hierbei folgende öffentliche Kunstinstitute besucht werden: Kunsthistorisches Hofmuseum, Albertina, Akademie der bildenden Künste, Historisches Museum der Stadt Wien, Moderne Galerie im Belvedere, Ephesus-Museum. Privatgalerien: Czernin, Harrach, Liechtenstein, Schönborn. Kunstausstellungen: Sezession, Künstlerhaus, Hagenbund und andere nach Vereinbarung. Unter den Wiener Bauten werden vor allem die bedeutendsten Kirchen und Paläste des reizvollen Wiener Barockstiles (Hauptvertreter: Fischer von Erlach, Hildebrandt und italienische Architekten) behandelt werden. Ausflüge sind zunächst nach Schönbrunn, Laxenburg und Klosterneuburg vorgesehen.

Anmeldungen zur Teilnahme an diesem zehntägigen Kursus (Honorar 40 ℳ) erbitte ich mir möglichst rechtzeitig, spätestens bis zum 20. September. (Adresse: Breslau IX.)

Einleitender Vortrag und Besprechung am Montag den 2. Oktober nachmittag 5 Uhr im Kunsthistorischen Institut I der Kaiserlichen und Königlichen Universität Wien, Franzensring 22, III.

Dr. B. Patzak."

Heimatpflege

Heimatschutz und Flurregulierungen

Wer bei uns im Riesengebirge so recht acht hat auf die zahlreichen Wege- und Wasserlaufregulierungen, der möchte sich die Beredsamkeit eines Demosthenes oder die Gelder eines amerikanischen Industriefürsten wünschen, um dem Unfug zu steuern, der dabei meist sogar von Stellen, die es besser verstehen sollten, verübt wird. Regulierungen werden ja notwendig, wenn Wege oder Wasserläufe gar zu sehr verwildern. Gegen die Tatsache der Regulierung an sich ist auch garnichts einzuwenden, auf das „Wie" aber kommt es an. Als Beispiel hier nur einige Fakten neuesten Datums. Vom Berge herab schlängelte sich in der Nähe meines Dorfes in malerischen Windungen, umwuchert von allerlei Gesträuch, Schling- und Sumpfpflanzen, ein Bächlein. Mächtige Felsblöcke lagerten in seinem Bett, moosüberwuchert ragten ihre glatten Leiber in das Wasser hinein, daß die Wellen sich rauschend einen Weg darüber bahnen mußten. Tief braungrün, von zitternden Lichtreflexen überstrahlt, eilte der Bach durch seine kleine Welt. Aber da waren freilich auch einige Stellen, an denen sein Lauf fast stockte, weil Wasserpflanzen und Moose dichte Polster gebildet hatten, die wie eine schwimmende Wiese im Wasser trieben und den Bach auf viele Meter hinaus förmlich in sich aufzusaugen schienen. Sie hemmten sogar den Lauf des Baches,

ſodaß er ſich Abwege ſuchte, auf nahen Wieſen Sümpfe bildete oder ſonſtwie Unheil anrichtete. Sicher mußte dagegen etwas geſchehen. Und ſo kam bald eine Kolonne Arbeiter und „regulierte“. Betrat dann der ahnungsloſe Naturfreund nach einigen Wochen die Stätte wieder, ſo kannte er ſie kaum mehr: kein Büſchchen iſt jetzt mehr zu ſehen, kein Felsblock lagert im Bachbett, nirgends hört man dieſes trauliche Rauſchen und Rieſeln, das uns den Waldbach ſo lieb macht, verſchwunden ſind die maleriſchen Windungen und die lauſchigen Gebüſchwinkel, abgemäht, ausgerodet iſt die üppige Vegetation der Bachränder. Stolz blickt der Tiefbauunternehmer auf ſein Werk, denn er hat „gründliche“ Arbeit getan: aus dem lieblichen, rauſchenden Bach iſt ein holzgerade verlaufender, preußiſch ausgerichteter, lehmiger, greulich öder Flurgraben geworden, deſſen Ufer ſtatt der bunten Blumen und ſchattigen Gebüſche kahle Lehmhaufen umſäumen wie die Wälle einen Feſtungsgraben. Ein wahres Muſterbild poeſieloſeſter Nüchternheit iſt an die Stelle der Schönheit, die dem menſchlichen Geſchäftsſinn ein wenig unbequem geworden war, getreten. *War das nötig?* Nötig wäre nur geweſen, dem Waſſer freien Abzug durch Beſeitigung der Moospolſter zu verſchaffen, die „wilden“ Seitengräben wieder aufzufüllen und zu befeſtigen alles andere war überflüſſiger Barbarismus. Vielleicht brachte das Herunterſchlagen der Büſche und das Ausroden der Felſen einen Teil der Regulierungskoſten wieder ein. Was aber ſind die weiteren Folgen dieſer verſtändnisloſen Regulierungsmethode? Hunderten von Singvögeln wird die willkommene Niſtgelegenheit geraubt, die ſie in dem dichten Laubgeſtrüpp gefunden hatten, manche Pflanzenart wird bei einer ſolchen „Wüſtenfabrikation“ an ihrem bisherigen Standort wenn nicht ausgerottet, doch ſelten gemacht, und die Schönheit des Landſchaftsbildes ſchwindet. Natürlich hat auf die Dauer die Verödung der Flora und Fauna auch wirtſchaftliche Schäden im Gefolge. Darüber iſt ja auch an dieſer Stelle ſchon öfters geſprochen worden.

Ganz ähnlich verläuft der Vorgang bei Wegeverbeſſerungen. Was man bei uns ſo nennt, das gehört auch in das Kapitel der Landſchaftsverödung durch den Menſchen. Auch hier will ich ein konkretes Beiſpiel ins Auge faſſen. Es führte bis vor kurzem von meinem Dorfe nach einem Nachbarort ein ſchlichter, wenn auch ziemlich ausgefahrener Landweg. Es ging ſich ſehr hübſch dort, denn zahlreiche Ahorn-, Erlen-, Haſelnuß-, Pappel- und Ebereſchengebüſche umſäumten prächtig, in ununterbrochener Reihe, den Weg und ſpendeten köſtlichen Schatten. Da dieſer Weg aber zur Herſtellung einer wichtigen Verkehrsverbindung dient, ſo wurde eines Tages beſchloſſen, ihn zur Chauſſee auszubauen. Schon nach wenigen Wochen kannte man die Berglehne, an welcher der Weg entlang führte, nicht mehr wieder. Wie eine tiefe, ſcharfkantige Wunde zogen ſich die Chauſſee-Ausſchachtungen an der Lehne hin. Jedes Sträuchlein, ja jede Staude zu beiden Seiten des Straßenniveaus war gewiſſenhaft ausgerodet, Sand-, Stein- und Lehmhaufen zierten die ausgehobenen Grabenränder. Nebenher waren einige kleine Bergbäche ein Stück herauf und herunter in der bekannten Manier regu-liert, um unter der Chauſſee in Tonröhren durchgeleitet zu werden. Wir wandern nun, bar alles freundlichen Schattens, in Sonnenbrand und Staub. Und dabei hätte eine ordentliche Aufſchüttung und Befeſtigung des alten Landweges vollauf genügt, und zweifellos weniger gekoſtet!

Das alles iſt nicht mehr zu ändern, aber nun kommt ein Weiteres. Lebt da in meinem Dorfe ein älterer Bauer. Der Mann war ein großer Baumfreund und hielt etwas auf ſeinen Wald, ja er ließ ihn ſogar überſtändig werden im forſtwirtſchaftlichen Sinne, ſo daß einzelne Stellen faſt dem alten deutſchen Urwald gleichen. Kürzlich verkaufte der kinderloſe Mann, trotz allen Abratens, ſein Gut an einen Nachbar. Das iſt einer von denen, die „dem lieben Gotte keinen Baum gönnen“. Was ſich auf ſeinem umfangreichen Beſitztum ſeinerzeit bei der Uebernahme an ſchönen alten und jungen Bäumen im Felde und in geſchloſſenen Waldparzellen vorgefunden hatte, das war ſchon längſt in rückſichtsloſeſter Weiſe abgeholzt worden. Die ausgerodeten Waldparzellen waren zwar wieder angepflanzt worden, aber was bedeutet das gegenüber dem Verlorenen! Baum und Strauch in der Feldflur ſchmälern den Ertrag des Bodens mit ihrem Schatten: ein Baum „dämmt“ — das iſt der Angſt- und Rechtfertigungsruf der landwirtſchaftlichen Weisheit, die nichts außer dem Nutzwert des heutigen Tages kennt. Solche Kurzſichtigkeit entſcheidet nun über meines alten Nach-

barn herrlichen Wald. Kaum war die Auflassung erfolgt, so fielen schon Dutzende von Bäumen und ganze Reihen von Sträuchern. Und wenn das vorbei sein wird, dann kommt der Wald daran, jener urwüchsige Tannenwald, der sich am Abhange eines entzückenden Bachtälchens hinzieht und mit seinem dunklen Grün das Land ziert. Schon hat der Sägemüller ein Gebot darauf gemacht.

Wer rettet unsere Heimat vor solchen gedanken- und gefühllosen „Flurregulierungen"? St.

Blechpest — und keine Rettung

Nicht wahr, es ist eine Wohltat, im Staub und Gelärm einer großen Stadt einer Reihe wohlgepflegter Bäume am Saum der Straße zu begegnen? Oder auch nur einer einzelnen Baumgestalt, weither schon sichtbar mitten auf freiem Platze? Es ist wie ein Gruß der Natur, der reinen, stillen, großen, inmitten des hastigen Menschenwerkes. Jeden freut so ein Gruß, Jeder wird den einen Barbaren heißen, der kein Gefühl dafür hat.

Nun stelle man sich vor: Jeder dieser Bäume bekommt einen drahtenen Mantel der in einigem Abstand den Stamm rings einhüllt, und dieser unförmige Zylinder wird bedeckt mit schreiend-buntem Reklameblech mit Abzahlungsmöbel- anpreisenden Mißgeburten und ähnlichen Kunstprodukten! — Die Berliner haben sich das schon an einigen Stellen gefallen lassen. Nun hat sich eine Gesellschaft gebildet, um diesen bisher noch zu wenig ausgenützten Reklametrick im großen Stil anzuwenden; wohl ein Dutzend deutscher Großstädte hat die Gesellschaft für ihre Arbeit ausgewählt; darunter soll auch Breslau beglückt werden.

Hoffen wir, daß es diesmal gelingt, der neuen Kulturtat des Reklameteufels beizeiten vorzubeugen!

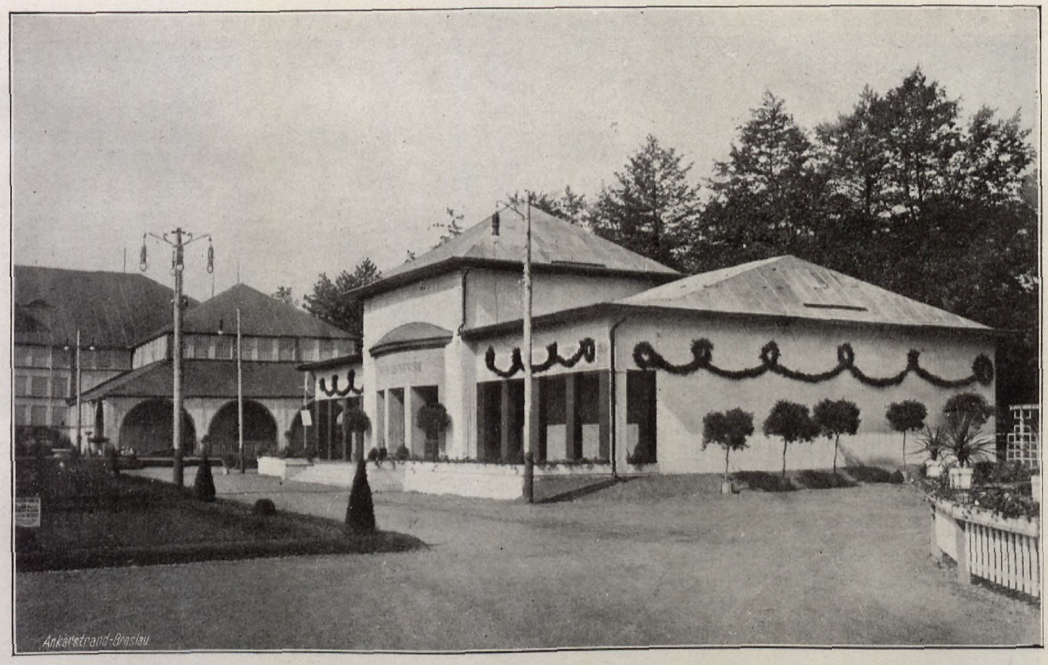
*

An unsere Leser

Mancherlei Schwierigkeiten, die sich miteinander verquicken und deren Zusammentreffen nicht vorauszusehen war, haben unsere letzten Hefte so lange aufgehalten, daß wir nun unsere Leser für die verdrießliche Verspätung um Entschuldigung bitten müssen. Diesem, besonders reich ausgestattetem, Schweidnitzer Heft wird nun Mitte Juli als nächstes ein Heft von doppeltem Umfang folgen, mit dem wir die Verspätung einholen werden. In diesem Doppelheft 19/20 bringen wir neben anderem mancherlei Anregendes zur Hundertjahrfeier der Breslauer Universität und von der Posener Ausstellung Ostdeutschlands. — Bei Heft 17 sind auf dem Umschlag zwei Zeichnungen zu viel angekündigt. Sie waren, wegen Platzmangels beim Umbrechen des Heftes, schwer unterzubringen und blieben dann durch ein Versehen des Druckers ganz weg; es ist vor allem deshalb bedauerlich, weil die beiden hübschen Blätter zur Ergänzung dessen, was das Heft von A. Niemann — dem wir auch die Titelvignette unserer Heimatschau verdanken — bringt, nötig und eigens für unser Wander- und Reiseheft bestimmt waren. Die Zeichnungen kommen nun im Juli. H.

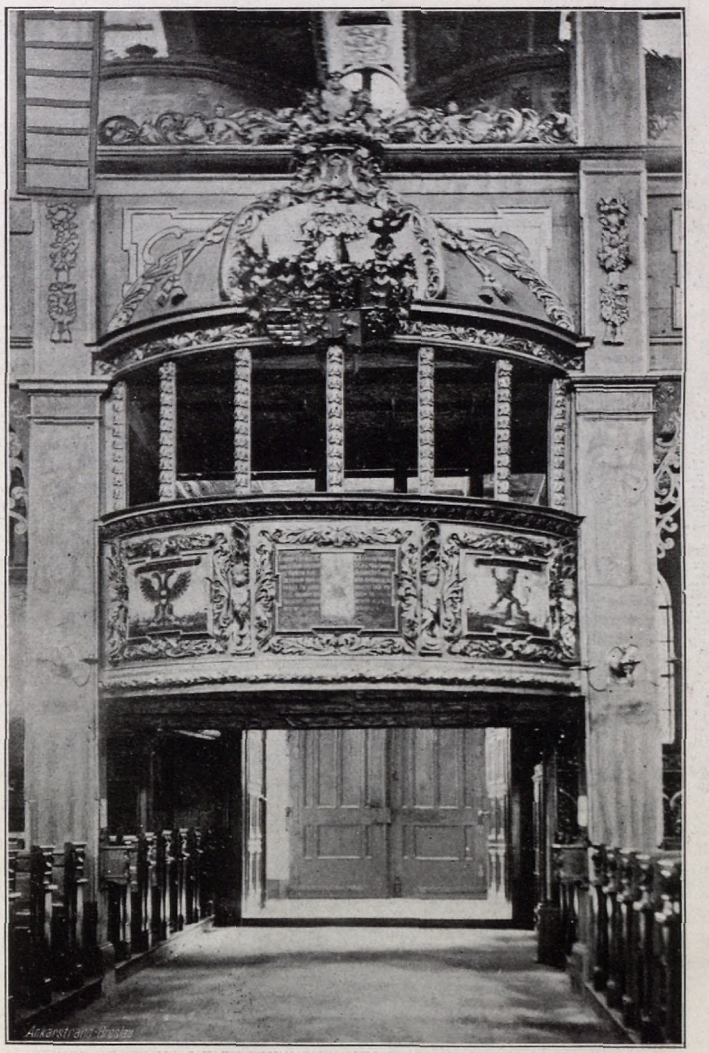
Begründer u. Verleger: Dr. O. Reier, Hirschberg; Schriftleiter: R. Henseling, z. Zt. Sibyllenort Kr. Öls
Verantwortlich: der Schriftleiter.
Druck der Schlesischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Hirschberg i. Schles.

Haupthalle



Kunsthalle

9. Portal des Hauses Köppenstraße 18



10. Chor aus der Friedenskirche

Neue Trachtenpuppen des Verbandes schlesischer Textilkünstlerinnen. Zu dem Heimatschau-Aufsatz „Puppenspiele“